Zeitschrift: ZS : Zürcher Studierendenzeitung
Herausgeber: Medienverein ZS
Band: 99 (2020)
Heft: 3

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 21.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

UU 166 ; Nr. 3 (2020)

ZS
Zürcher Studierendenzeitung
3/20

Das virtuelle Semester

Studieren und forschen während der Pandemie

Jugendproteste
Vor 40 Jahren brannte Züri

Vive la grève
Französische Studis streiken

«Tichu» und Co.
Gesellschaftsspiele im Aufschwung

AZB 8001 Zürich
Post CH AG
00000229 3
Zentralbibliothek Zürich –
Abteilung E-Medien/Periodika
Zähringerplatz 6
8001 Zürich
ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

Ob Zeitungsartikel, Kurzgeschichte, Seminararbeit oder Bewerbungsschreiben: Die Korrektorin der ZS prüft auch deine Texte.

Unverbindliches Angebot über: korrektorin@medienverein.ch

SPITAL MURI

Das Spital Muri hat den Leistungsauftrag für die medizinische Grundversorgung mit den klinischen Disziplinen Innere Medizin, Chirurgie, Orthopädie und Traumatologie, Gynäkologie und Geburtshilfe, der ORL/HNO sowie Urologie.

Für unsere Abteilungen Chirurgie, Gynäkologie/Geburtshilfe und Innere Medizin suchen wir jeweils nach Vereinbarung eine/einen

Assistenzärztin/Assistenzarzt

Für nähere Auskünfte wenden Sie sich bitte direkt an folgende Ansprechpersonen:

Chirurgie
Herr Dr. med. Gerfried Teufelberger, Chefarzt Chirurgie
(+41 56 675 13 37)

Gynäkologie/Geburtshilfe
Frau med. pract. Indra Järisch, Stv. Chefärztin Gynäkologie/Geburtshilfe
(sekretariatgynaekologie@spital-muri.ch)

Innere Medizin
Herr Dr. med. Alexander Spillmann, Leitender Arzt Medizin
(sekretariatmedizin@spital-muri.ch)

Haben wir Ihr Interesse geweckt?
Ihre Online-Bewerbung senden Sie bitte an
bewerbung@spital-muri.ch

Wir freuen uns auf Ihre Bewerbung!

MASTERSTUDIENPROGRAMM
Religionsphilosophie/Religion and Science

Schliessen sich Religion und Vernunft aus? Ist ein Dialog zwischen den Religionen und den Naturwissenschaften überhaupt möglich?

Das Minorprogramm auf Stufe Master (30 ECTS) führt in die Geschichte und die aktuellen Debatten der Religionsphilosophie ein. Eine besonderer Schwerpunkt liegt auf dem Thema „Religion and Science". Das Minorprogramm ist darum für Studierende sowohl geistes- als auch naturwissenschaftlicher Fachrichtung gleichermassen geeignet.

KONTAKT
Institut für Hermeneutik und Religionsphilosophie
www.hermes.uzh.ch

Prof. Dr. Matthias Wüthrich
E-Mail: matthias.wuethrich@theol.uzh.ch

Dr. Markus Höfner
E-Mail: markus.hoefner@uzh.ch

News

4–5 Im Mai vor 40 Jahren brannte Zürich
Ein Rückblick auf die Opernhauskrawalle

6 Ungewollt radikales Experiment
Sprachforschung reagiert auf die Pandemie

7 Kaffee und Pingpong für Oerlikon
Der Uni-Standort soll aufgewertet werden

8 Uni erforscht nachhaltige Finanzsysteme
Forschungszentrum will Führungsposition

9 Von der Stube aus demonstrieren
Videokonferenz statt Demo auf der Strasse

10–11 Studieren und streiken in Frankreich
In Lille gehört der Protest zum Alltag

Thema

16–17 Systemrelevante Studierende
Auch Studis kämpfen gegen die Seuche

18–19 Forschung auf Hochtouren
Uni und ETH erforschen das Coronavirus

20–21 «Die physische Erfahrung fehlt»
Dozierende und Studis über ihren Alltag

Cover: Jonathan Progin

Kultur

22 Flucht in die Küche
Backen ist der Isolations-Hype

23 Veganes Essen zum Mitnehmen
Klara's Kitchen kocht gesund und regional

24 Blumen im Aboservice
Das Studi-Start-up Blumenpost floriert

25 Stoff für die Quarantäne
Zürichs öffentliche Bücherschränke

28–30 Noch nicht ausgespielt
Gesellschaftsspiele werden neu entdeckt

6 Kurzmeldungen
12 Nachgefragt 12 Impressum
13 Senf der Redaktion
26 It's a Match! 26–27 Kulturspalten
31 En garde!

Plötzlich virtuell — Dass wir gleich zwei Ausgaben von zu Hause aus produzieren würden, hatte die Redaktion nicht erwartet. Die letzten Monate haben alles auf den Kopf gestellt. Auch die Hochschulen mussten auf digitale Lehre umstellen – mit beispiellosen Folgen.

Wir haben Studierende gefragt, wie es ist, sich in Spitälern oder in der Armee zu engagieren, statt auf Klausuren zu pauken (S. 16–17). Während Uni und ETH geschlossen sind, dürfen ausgewählte Forschende weiterarbeiten. So auch die Mikrobiologin Emma Slack, die einen Impfstoff gegen das Coronavirus entwickeln will (S. 18–19). Aber eigentlich sollte das Semester möglichst normal weiterverlaufen – wenn es denn geht. Bei uns erzählen Betroffene von Homeoffice-Problemen und verschobenen Prüfungen (S. 20–21).

Diese Ausgabe ist zugleich die letzte von Noemi Ehrat als Co-Redaktionsleiterin. Denn wenn alles nach Plan verläuft, wird sie bald in Island auf Pferden dem Nordlicht entgegenreiten und Indierock auf Festivals geniessen. Ihre ausgezeichneten journalistischen Skills lässt sie anderen Zeitungen angedeihen. Doch mindestens so sehr wie ihre Fähigkeiten als Journalistin, Fotografin, Lektorin, Layouterin und Coach werden wir ihren Humor, ihre Freundschaft und ihre Snacks vermissen.

Danke für deinen fantastischen Einsatz! Und nun: gute Lektüre und auf baldige Semesterferien!

Für Noemi
Dominik, Jonathan, Nuria,
Stephanie, Sumanie

Im Mai vor 40 Jahren brannte Zürich

Ende Mai 1980 demonstrierten junge Menschen gegen die Kulturpolitik der Stadt Zürich. Die Opernhauskrawalle waren der Auftakt zu einer neuen Stadt.

Jonathan Progin

Bild: © Schweizerisches Sozialarchiv

Die Polizei setzt vor dem damaligen Autonomen Jugendzentrum beim Carparkplatz Tränengas ein.

Als am späten Freitagabend des 30. Mai 1980 ein paar Gruppen das Bob-Marley-Konzert im Hallenstadion verliessen, wussten sie noch nicht, dass sie später in die Geschichte eingehen würden. Sie brachen in Richtung Opernhaus auf, bei dem eine Demo gegen die Kulturpolitik der Stadt Zürich angekündigt war. Die Stadtregierung hatte im Vorfeld einen Kredit von 60 Millionen Franken für die Sanierung des Opernhauses zur Abstimmung freigegeben, aber für die Alternativkultur hatte sie keinen Rappen übrig – für die Jugend eine Provokation. Die jungen Konzertgänger*innen verbündeten sich mit den Demonstrierenden, der Protest eskalierte: Sie warfen Pflastersteine und Bretter auf die hochgerüstete Polizei, die wiederum mit Gummischrot und Tränengas antwortete. Die anschliessenden Strassenschlachten dauerten bis in die

Morgenstunden. Die Opernhauskrawalle markierten den Auftakt zum «heissen» Sommer von 1980.

Stadtflucht und Alternativen

Das Zürich der Siebziger- und Achtzigerjahren unterschied sich deutlich von der Stadt, die wir heute kennen. «Damals gab es nur wenige Begegnungsorte und Bars, die bis 2 Uhr morgens offen waren, und selbst das nur in Ausnahmefällen», sagt René Baumann, der selbst an der Demo teilgenommen hat. Die Stadt kämpfte mit sinkenden Einwohnerzahlen, Gutverdienende zogen vom grauen Beton in die Agglomeration. In diesem Setting formulierte sich der Wunsch der jungen Generation nach kulturellen Freiräumen – ein Wunsch, der von der konservativen politischen Elite der Stadt Zürich nicht gehört wurde. «Wir protestierten gegen die ungerechte Verteilung der kulturellen Subventionen der Stadt Zürich. Die bürgerliche Kultur hat so viel Geld gekriegt, aber die Jungen dürfen nicht einmal ein Jugendhaus haben», so Baumann.

Widerstand gegen die vorherrschenden Zustände gab es bereits Ende der Siebzigerjahre. «Alternative Bewegungen und Lebensweisen haben sich schon damals abgezeichnet», erklärt Monika Dommann, Professorin für Geschichte der Neuzeit an der Uni Zürich. «Aber das Fass zum Überlaufen gebracht hat die Frage nach den kulturellen Freiräumen.» Denn das Gastgewerbe war durchreguliert, Oper und Theater wurden subventioniert, aber einen Ort, wo sich die Jungen treffen konnten, gab es nicht, so Dommann. «Schlussendlich ging es um Anerkennung, um staatliche Finanzierung und Legitimierung der Jugendkultur.»

Politik verbietet Film

Also entlud sich der Verdruss der Jugendlichen über die Tatenlosigkeit der Regierung am 30. Mai vor dem Opernhaus. Doch es blieb nicht bei dieser einen Strassenschlacht, denn die Bewegung hatte erst richtig Fahrt aufgenommen. Am 4. Juni kam es zu einer Vollversammlung der Jungen im Volkshaus, an der Stadtpräsident Sigmund Widmer und Stadträtin Emilie Lieberherr teilnahmen. Der Stadtrat zeigte sich zwar für die Forderung eines Jugendzentrums gesprächsbereit, verlangte von den Versammelten aber, dass sie eine Delegation für die Gespräche bildeten. Doch die Bewegung beharrte darauf, direkte Verhandlungen mit dem Stadtrat zu führen. Im Volkshaus wurden ausserdem erstmals Filmaufnahmen von der Krawallnacht gezeigt, die Studis des Ethnologischen Seminars im Rahmen eines Uni-Projekts gedreht hatten. Aus diesen und weiteren Aufnahmen entstand ein Jahr später der Film «Züri brännt».

Nur zwei Tage nach der Vollversammlung wurden die gezeigten Filmaufnahmen durch den Erziehungsdirektor Alfred Gilgen verboten. Grund: Mit öffentlichen Mitteln sollten keine Krawalle angeheizt werden. Dieser Entscheid hatte eine grosse Signalwirkung, auch für Studis: «Vorher spielten Studierende keine zentrale Rolle in der Bewegung. Aber mit dem Verbot von Gilgen wurde das Ganze an die Uni getragen», erinnert sich Baumann, der damals Soziologie studierte.

Studis spielten keine tragende Rolle

Tatsächlich entbrannten im Juni 1980 hitzige Diskussionen an der Universität. Das zeigt sich auch an der Berichterstattung der ZS, die zu dieser Zeit «Zürcher Student» hiess. Vor den Opernhauskrawallen hielt sich die Zeitung noch zurück, danach schlug sie sich auf die Seite der Bewegung – und mit dem Verbot von Gilgen wurde ihre Sprache härter. So publizierte die ZS einen Artikel mit dem Titel «9 Minuten», in dem sie enthusiastisch über eine Demo mit 2'000 Teilnehmer*innen im Lichthof berichtete: Dort wurden die verbotenen Aufnahmen (die neun Minuten dauerten) gezeigt und danach auf dem Central protestiert. Die ZS schrieb vom «Ethno-Skandal», von «ungebrochener Solidarität» und bezeichnete Gilgen als «heissen Machtliebhaber».

> **«Das Opernhaus hat Geld gekriegt, aber für die Jungen gab es nichts.»**
>
> René Baumann, Macher von «Züri brännt»

Aber wie Baumann schon sagte: Studierende waren nicht die tragende Kraft in der Jugendbewegung – trotz den Protesten an der Uni und den Filmaufnahmen des Ethnologischen Seminars. Das hat einen einfachen Grund: «Die Bewegung in den Achtzigerjahren war nicht so akademisch geprägt wie die 68er. Sie war viel anarchistischer und gesellschaftlich breiter abgestützt», erklärt Dommann. Zudem sei die Bewegung «wissenschaftskritisch» gewesen: «Jegliche Autorität wurde abgelehnt. Auch die Wissenschaft wurde als Herrschaftsinstrument empfunden.»

«Eine Gegenöffentlichkeit erschaffen»

Charakteristisch für die Bewegung war aber etwas anderes: Der Gebrauch von neuen Medienformaten, namentlich des Videos. «Die Jungen wollten mit anderen Informationen an die Öffentlichkeit», sagt Dommann. «Sie wollten die Dinge aus ihrer Sicht zeigen und damit eine Gegenöffentlichkeit erschaffen.» Denn die Medien, also Zeitungen wie die NZZ und der «Tages-Anzeiger» oder das Schweizer Fernsehen, berichteten alles andere als wohlwollend über die Jugend. Baumann sagt: «Wir Jungen hatten das Gefühl, dass unsere Positionen im Fernsehen nicht vertreten wurden. Darum erschufen wir eigene Aufnahmen und liessen unsere Leute zu Wort kommen.»

Die wichtigste Form der Gegenöffentlichkeit, die die Bewegung hervorgebracht hatte, war der 100-minütige Film «Züri brännt», der später Kultstatus erlangte. Baumann hat ihn mit seinen Freund*innen vom «Videoladen» mitproduziert und sagt: «Nach der Veröffentlichung 1981 wurde der Film kopiert und in anderen Städten gezeigt, sogar in Berlin und Paris.» Der Kultstreifen hat nichts an seiner aufklärerischen Attraktivität verloren: Noch heute wird «Züri brännt» in Zürcher Kantonsschulen gezeigt.

Für die Bewegung kam das geforderte Jugendzentrum dann doch noch. Allerdings wurde es im März 1982 nach Zwischenfällen und Polizeiräumungen vollständig abgebrochen. Doch obwohl der 60-Millionen-Kredit für das Opernhaus angenommen wurde, waren die Proteste nicht für die Katz: Die Stadt erhöhte das Budget für Alternativkultur und das Gastgewerbe wurde liberalisiert. Auch eine der zentralsten Forderungen der Jugend, die Umwandlung der Roten Fabrik in ein Kulturzentrum, wurde eingelöst. Die Opernhauskrawalle und die Bewegung haben Zürich geprägt und verändert – und zu der Stadt gemacht, die wir heute kennen. ◊

Jane Goodall wird Ehrendoktorin der Uni

Auszeichnung — Die englische Affen- und Verhaltensforscherin Jane Goodall hat die Ehrendoktorwürde der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät der Uni Zürich erhalten. Der Titel wurde Goodall für «ihre Pionierarbeit in der Verhaltenswissenschaft und der primatologischen Feldforschung» verliehen, teilte die Uni mit. Die 86-Jährige lieferte wichtige Erkenntnisse über Schimpansen und setzt sich bis heute für den Tier- und Naturschutz ein. Neben Goodall haben sieben weitere Personen die Ehrendoktorwürde erhalten. Verliehen wurden die Titel Ende April am 187. Dies academicus, dem Gründungstag der Uni, der erstmals digital über die Bühne ging. [pro]

Gärtnern lernen an der ETH

Gartensaison — Zürcher*innen können es, so scheint es, kaum erwarten, ihre Aussenflächen zu begrünen. Welch Glück, dass in einer ersten Etappe zur Lockerung der Massnahmen gegen das Virus unter anderem Baumärkte, Gärtnereien und Blumenläden öffneten. Wer keinen eigenen Balkon oder Garten hat, findet auf dem Hönggerberg rund 25 Beete mit 30 verschiedenen Gemüsearten, 20 Obstbäume, einen Pilzgarten sowie in der Waldrandzone Brom- und Himbeersträuche. Der Gemeinschaftsgarten der ETH ist für alle offen, auch jetzt, und eine Pflanzencheckliste gibt Anweisungen, was es zu tun gibt. Gärtnern will aber gelernt sein. SeedCity, der Verein hinter dem Garten mit Permakultur, bietet deshalb am 9. Mai einen Pilz- und am 13. Juni einen Gärtnerkurs an. Im Sommer locken zudem ein Gartenkino und (mit Vorbehalt) das Erntefest. [stc]

Die Photobastei lebt weiter

Museum — Trotz des angekündigten Aus wird die Photobastei ihre Türen wieder öffnen. Dazu ist ein neues Konzept ausgearbeitet worden. So sollen neben der Fotografie auch andere Künste gezeigt und die Trägerschaft verbreitert werden. Die Wiedereröffnung der «Photobastei 3.0» sollte damit vorerst gesichert sein. Eine Crowdfunding-Aktion läuft noch bis zum 17. Mai. [sum]

Was du wissen solltest: Kurzmeldungen für unterwegs.

Ungewollt radikales Experiment

Eine Forschungsgruppe der Uni Zürich untersuchte sprachliche Interaktionen. Dann kam Covid-19.

Stephanie Caminada

«Im März dieses Jahres ist fast überall auf der Welt ein einzigartiges soziales Grossexperiment angelaufen», so schreibt Heiko Hausendorf in einem noch unveröffentlichten Essay. Eigentlich wollte der Linguist mit seiner Gruppe, dem Postdoc Kenan Hochuli und den Doktorandinnen Johanna Jud und Alexandra Zoller, in einem Forschungsprojekt innerhalb des Forschungsschwerpunkts «Sprache und Raum» der Uni Zürich untersuchen, wie bestimmte räumliche Veränderungen die Interaktion zwischen Menschen mitbeeinflussen, auslösen oder erwartbar machen. Sie untersuchen etwa, wie sich die Verkaufsinteraktion am Bahnhof am geschlossenen Glasticketschalter von derjenigen in den offenen Servicebereichen unterscheidet. Die Analysen von zwei weiteren Settings – der Vorlesung im Hörsaal und dem Gottesdienst im Kirchenraum – sollten zeigen, dass sich die Kommunikation nicht nur beim Fahrkartenverkauf am Schalter gewandelt hat.

Dann kam das Coronavirus und erschwerte die Datenerhebung. Dafür werde ihnen gerade «auf einem Silbertablett präsentiert, was passiert, wenn die auf Anwesenheit und face-to-face-Interaktion beruhende Kommunikation wegfällt», sagt Hausendorf. Vor diesem Hintergrund wurde «eine neue Komponente in das Projekt eingebaut, die so radikal nicht vorgesehen war».

Wenn Anwesenheit irrelevant wird

Damit Covid-19 eingedämmt werden kann, werden «an allen möglichen Stellen schalterähnliche Settings aus dem Boden gestampft und Distanzzonen eingerichtet, um Interaktionen zu erschweren», wie Hausendorf sagt. Das Sozialleben kommt deswegen aber nicht zum Erliegen, denn Kommunikation sei längst nicht mehr auf körperliche Anwesenheit angewiesen, sondern funktioniere «in vielen Bereichen längst besser und immer öfter ohne Interaktion».

Schon vor Corona sei etwa die Anwesenheit der Studis im Hörsaal für Vorlesungen oft nicht mehr zentral gewesen. Durch die Möglichkeit der Übertragung von Vorlesungen und der elektronischen Erreichbarkeit könne Wissen vermittelt werden, ohne dass alle zur gleichen Zeit am selben Ort seien. Zudem werde im Hörsaal mittlerweile über Geräte miteinander kommuniziert, etwa durch elektronische Abstimmungen. «Die Anwesenheit wird durch andere Medien relativiert, ergänzt oder zum Teil ersetzt, und Interaktion beruht zunehmend auf elektronischer Erreichbarkeit», so Hausendorf.

Raum verändert Sprache

Allerdings verändert sich dadurch unsere Sprache. Wie begrüsst man sich über Zoom und wie verhalten sich der Sprecher*innenwechsel oder die Körperhaltung, wenn man sich nur abgeschnitten auf dem Bildschirm sieht? Wie verändern sich etwa Hierarchien zwischen den Interagierenden? «Räumliche Veränderungen, die sich auf die Sprachsituation auswirken, passieren auch durch Ideologien und Interessen», sagt Hausendorf. Die Forschungsgruppe versuche zu rekonstruieren, wie diese zum Ausdruck kämen, verfolge bei der Analyse aber kein wertendes Beobachtungsinteresse.

Dass Interaktion ohne physische Anwesenheit möglich ist, heisst allerdings noch lange nicht, dass diese erstrebenswert ist. Schliesslich ist die einfachste und direkteste, aber auch die schönste Art, uns zu verständigen, nicht, uns durch die Kameralinsen unserer Laptops, sondern in unmittelbarer Nähe zueinander in die Augen zu sehen. Das derzeitige «Grossexperiment» zeigt uns das. ◊

Kaffee und Pingpong für Oerlikon

Dem Uni-Standort Oerlikon fehlt jegliches Campusflair. Nun soll dies ein Gremium aus Studis, Instituts- und Fakultätsvertretungen ändern.

Leonie Projer

Der Campus Oerlikon ist schon seit 2003 Teil der Universität Zürich. Momentan verkehren etwa 5'500 Studierende und rund 1'000 Mitarbeitende zwischen den drei Standorten Affoltern-, Andreas- und Binzmühlestrasse. Diese sollen aber nur noch höchstens zwanzig Jahre lang im Betrieb der Universität bleiben, bevor die dort einquartierten Institute umziehen. Trotzdem wurde im August letzten Jahres ein Campusrat gegründet, der evaluieren möchte, welche Verbesserungen an dem Standort möglich sind.

Bild: ©Frank Brüderli

Aufwertung des Standortes

Nadine Galsterer ist als Vertreterin der Studierenden in den Campusrat Oerlikon gewählt worden. Auf die Frage, weshalb der Campusrat erst vor Kurzem gegründet wurde, sagt sie: «Der Zeitpunkt spielt keine grosse Rolle, lieber spät als nie.» Wichtiger sei etwas anderes, so Nadine: «Die Universität will Verbesserungen am Standort Oerlikon anbringen und ist auch bereit, die Kosten dafür zu übernehmen.» Ende Februar haben deshalb alle Studierenden und Mitarbeitenden, die in Oerlikon angesiedelt sind, ein Mail des Rates mit einer Umfrage zu ihren Bedürfnissen und Wünschen für den Standort erhalten.

Doch die Uni Zürich alleine kann nicht über alles entscheiden: Damit Änderungen erlaubt sind, müssen auch die Vermietenden der Gebäude einverstanden sein. Denn die drei Standorte in Oerlikon sind nicht im Besitz der Uni. Dies soll aber keine grosse Hürde sein. «Es gibt viele Möglichkeiten, die Standorte in Oerlikon zu verbessern, obwohl die Uni diese nur mietet», so Nadine zuversichtlich.

Oerlikon soll ein gemütlicher Ort werden

Der Campusrat konstituiert sich aus jeweils einer Vertretung pro Standort. Dazu kommen die zweiköpfige Studi-Vertretung (Nadine Galsterer und Marc Laville), die Leitungen der Philosophischen und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät, eine Vertretung der Uni-Direktion «Immobilien und Betrieb» und die Geschäftsführerin des Campusrates.

Ausserdem teilt sich der Rat in drei Arbeitsgruppen auf: «Studieren und Lehre», «Leben am Campus» und «Forschen und Sichtbarkeit in der Öffentlichkeit». In jeder Gruppe kümmern sich drei bis vier Personen darum, Ideen zu sammeln. Doch haben die Vorschläge und Meinungen der Studis überhaupt Gewicht? Nadine sitzt in der Arbeitsgruppe «Studieren und Lehre» und betont, dass sie sich als Studentin nicht weniger ernst genommen fühlt, sondern dass der Campusrat ihre Meinung «genauso schätzt wie die der anderen Ratsmitglieder». Für Nadine ist vor allem wichtig, dass Oerlikon nicht nur ein Ort ist, an dem Studierende Vorlesungen und Seminare besuchen müssen, sondern zu einem gemütlichen Ort wird, an dem sie auch mal länger bleiben wollen.

Konkrete Vorschläge

«Die Vorschläge für mögliche Änderungen in der Umfrage stammen von den Mitgliedern des Campusrats», sagt Yonca Krahn, Geschäftsleiterin des Campusrats. So können sich Studierende unter anderem für Pingpong-Tische und eine Caférikscha entscheiden. Erste Ergebnisse werden momentan ausgearbeitet und bald auf der Webseite des Campusrats publiziert. Wie jedes andere Gremium der Uni muss der Campusrat für die geplanten Veränderungen einen Antrag an die Universitätsleitung stellen, damit diese bewilligt werden. «Und wie jedes andere universitäre Gremium hat der Rat Mitglieder, die den Arbeitsprozess eher bremsen und andere, die stärker hinter der Sache stehen, kreative Ideen entwickeln und voller Tatendrang sind», sagt Nadine. Für den Campusrat Oerlikon tickt jedoch die Uhr. Falls Änderungen und Verbesserungen durchgesetzt werden sollen, müssen alle Beteiligten am selben Strang ziehen. ◊

Auch am Paradeplatz ist Sustainable Finance en vogue.

Bild: © Drahtreb, CC

Uni erforscht nachhaltige Finanzsysteme

Ein neues Forschungszentrum will die Uni als Vorreiterin in Sustainable Finance positionieren.

Yves Périllard

Die Finanzbranche ist eine Klimasünderin: Eine vom Bund mitfinanzierte Studie zeigt, dass Investitionen von Schweizer Versicherungen und Pensionskassen eine Erderwärmung von vier bis sechs Grad unterstützen. Doch seit der Finanzplatz wegen der Klimakrise um seine Erträge fürchtet, ist das vermeintliche Oxymoron «Sustainable Finance» en vogue. Das zeigt sich auch in der Wissenschaft: Allein die Uni Zürich beherbergt drei Forschungszentren, die Finanzen und Nachhaltigkeit in Einklang bringen wollen.

Nun kam Anfang Jahr an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät das «Center of Competence for Sustainable Finance» dazu. Dieses verfolgt das Ziel, die interdisziplinäre Forschung voranzutreiben und die Uni mit der Kollaboration von Expert*innen in eine Führungsposition in Sustainable Finance zu hieven. Ausserdem arbeitet man an einem spezifischen Masterprogramm.

«Weltweit kein vergleichbares Zentrum»

Die Verantwortlichen geben sich selbstbewusst: «Meines Wissens gibt es weltweit kein Zentrum vergleichbarer Art in dieser Grösse», sagt Falko Paetzold vom Institut für Banking and Finance, der auch Direktor des Zentrums ist. Er forscht schon länger zu Sustainable Finance, war in Harvard und der Finanzbranche tätig. Zürich als globales Finanzzentrum sei als Standort prädestiniert. Auch die Uni habe sich der Idee gegenüber offen gezeigt und eine Anschubfinanzierung geleistet. Paetzold betont, dass das Zentrum auch ein «Kommunikationsgefäss» sein soll, um die Forschung in Sustainable Finance öffentlichkeitswirksam zu präsentieren.

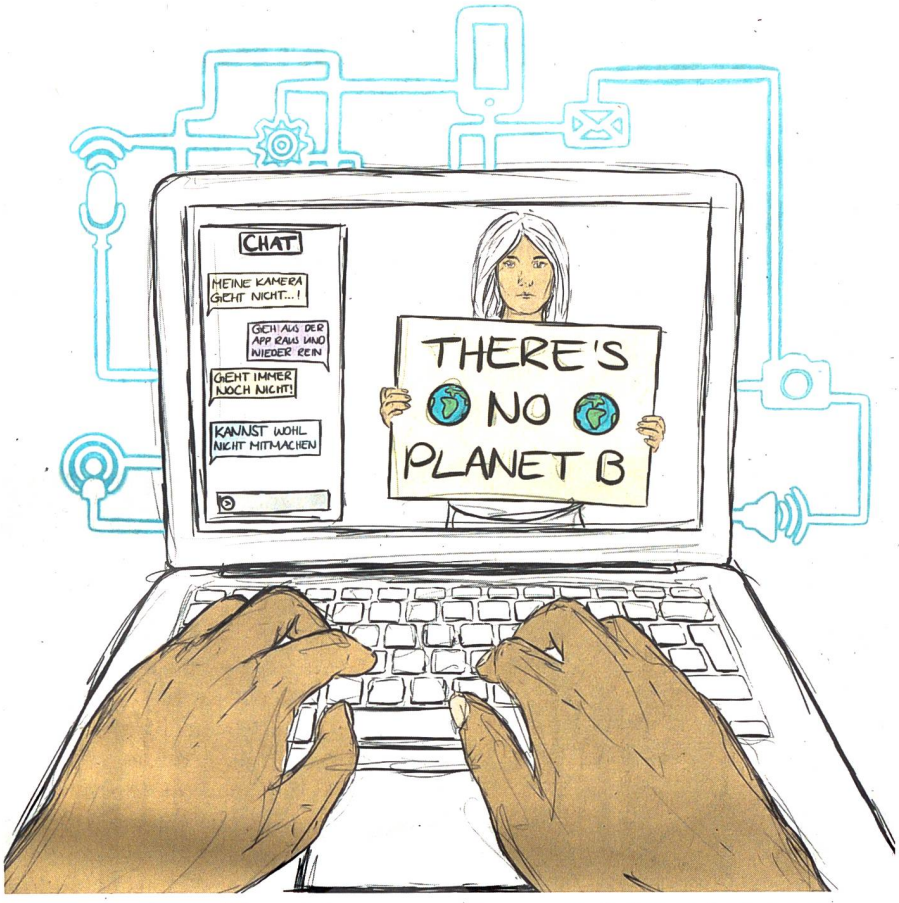
Kapital regiert die Welt

Weil das Zentrum noch keine Projekte vorweist, verweist die Webseite auf die Forschung einzelner Mitglieder. Diese klingen kaum nach radikalem Umdenken, sondern nach dem, was vom Finanzsektor als Antwort auf die Klimakrise zu erwarten ist: Ein Team arbeitet an einer Toolbox, die es Firmen erlaubt, die Klimarisiken ihrer Investitionen zu evaluieren; ein anderes forscht zu den Unterschieden zwischen Nachhaltigkeitsratings.

«Im Kapitalismus bestimmt das Kapital zu einem wichtigen Grad, was geschieht», erklärt Paetzold die aktuelle Forschungsrichtung. Dieses liege nun einmal bei den Investor*innen, deren Kapitalströme es möglichst effizient in nachhaltige Projekte zu lenken gelte. Deshalb würden auch Kooperationen wie gemeinsame Forschungsprojekte oder öffentliche Anlässe mit der Privatwirtschaft eruiert, wobei das Zentrum aber transparent sein und unabhängig bleiben wolle.

Nobelpreisträger Stiglitz engagiert

Auch wenn das Zentrum kaum an der Funktion des Finanzsektors rüttelt, kommt es nicht als neoliberales Versuchslabor für Pseudophilantrop*innen daher. So sieht Paetzold viele der vorherrschenden ökonomischen Modelle als der Komplexität der Klimakrise nicht gewachsen. Zudem konnte Joseph Stiglitz von der Columbia University als designierter Vorsitzender des Beirats gewonnen werden. Stiglitz ist Nobelpreisträger für Wirtschaftswissenschaften, Kritiker unregulierter Märkte und Advokat eines «Green New Deal». Das unentgeltliche Engagement von Stiglitz könnte mehr als ein ökologisches Feigenblatt für das Zentrum sein. Auch Lorenz Hilty, Informatik-Prof und Nachhaltigkeitsdelegierter der Uni, der gerne von einem «zukunftsblinden Markt» spricht, ist mit an Bord. Man darf also gespannt sein, wie das Zentrum mit dem aktuellen Widerspruch zwischen Nachhaltigkeit und Finanzwelt umgeht. ◊



Statt mitmarschieren heisst es vorerst Kamera anschalten und mittippen.

Von der Stube aus demonstrieren

Letztes Jahr mobilisierten Demos die Massen. Die Pandemie erfordert nun alternative Protestformen.

Lisa Horrer (Text)
Sarah Baur (Illustration)

«Wir sind hier, wir sind laut, weil ihr uns die Zukunft klaut!» Sprüche wie dieser beschallen seit Ende 2018 im Rahmen der Klimastreiks Schweizer Städte. Die letztjährige nationale Klimademonstration in Bern mobilisierte rund 100'000 Partizipierende, der Frauenstreik zählte mehr als eine halbe Million Teilnehmende schweizweit. Doch damit ist vorerst Schluss. Infolge der Corona-Krise gelten vielerorts Versammlungsverbote. Statt einer Streikpause setzen diverse Bewegungen jetzt auf Online-Alternativen.

Die Krise erfordert Umdenken

Das Frauen*streik-Kollektiv demonstrierte am 8. März mit mehreren hundert Teilnehmenden in Zürich und erntete dafür Kritik. Doch: «Aufgrund der nahenden Corona-Krise ist es wichtig gewesen, auf die prekäre Lage von Flint*-Personen, also Frauen*, Lesben, inter, non-binäre und trans* Personen, in systemrelevanten Berufen aufmerksam zu machen», sagt Linda Zobrist vom Zürcher Kollektiv.

Derzeit ist Demonstrieren auf der Strasse aber unmöglich. Die 2018 gegründete Bewegung Seebrücke engagiert sich für Menschen auf der Flucht und veranstaltete im Rahmen der #leavenoonebehind-Kampagne deshalb am 29. März ihre erste Online-Demonstration.

Zuhause demonstrieren

Reden, Gesang und Fotoeinsendungen von Teilnehmenden erzeugten während der zweistündigen auf Youtube gestreamten Demo von Seebrücke ein Demo-Gefühl zuhause. Insgesamt nahmen 6'000 Demonstrierende teil. Zwei Moderierende leiteten die Aktion, kündeten die Redner*innen und Sänger*innen an, und führten durch die virtuelle Route, die neben einer Online-Petition für die Aufnahme von Geflüchteten Mitmachaktionen auf sozialen Netzwerken umfasste. Zudem verschickten die Teilnehmenden Mails an Politiker*innen und Institutionen und twitterten unter Benutzung des Hashtags #LeaveNoOneBehind.

Am 25. April folgte die Basler Bewegung «March against Bayer & Syngenta» mit einem Online-Marsch, um Kritik am Agrobusiness-Modell der Konzerne zu üben. In den letzten fünf Jahren nahmen jeweils 2'000 bis 2'500 Personen an der Demo teil. Am Tag des Online-Marches griffen bis zu 3'000 Personen auf die Webseite der Bewegung zu. Ziel des virtuellen Marschs war, «im Internet dahin zu gehen, wo man die Konzerne sieht und dafür zu sorgen, dass da nicht nur das positive Image, sondern auch die kritische Demo-Nachricht zu sehen ist», erzählt Zoë Roth, Sprecherin der Bewegung. Während der Demo wurden kritische Rezensionen auf Google Maps und im App Store verfasst, Bilder von Schildern auf den Social-Media-Kanälen der Unternehmen gepostet und E-Mails an die Konzerne verschickt.

Online-Demonstrationen als Zwischenlösung

Roth erachtet Online-Demos als «Möglichkeit, auch in Pandemiezeiten politisch aktiv zu sein». Auch Fabian Lind, Mitorganisator der Online-Demo von Seebrücke, sieht Potenzial in dem Format. Dennoch sei es problematisch, «dass wir physisch nicht sichtbar machen können, wie viele Leute die unmenschliche Flüchtlingspolitik beenden wollen». Daher sind Online-Demos laut Julia Solbach von Seebrücke «kein Ersatz für Demos auf der Strasse, aber zurzeit eine gute Alternative». Das Frauen*streik-Kollektiv und der Klimastreik Schweiz verzichten vorerst darauf. Anstelle des «Strike for Future» am 15. Mai plant die Klimastreik-Bewegung alternativ die «Challenge for Future». Ob sich Online-Demos dauerhaft durchsetzen können, bleibt abzuwarten. ◊

Studieren und streiken in Frankreich

In Lille streiken Studierende und Professor*innen gegen die geplante Rentenreform von Macron. Einblicke in einen turbulenten Studienalltag.

Jessica Lang

Alltag an der Sciences Po in Lille: Barrikaden blockieren den Eingang zur Uni.

Die Sirene eines sich nähernden Polizeiwagens durchdringt die Ruhe in der Bibliothek der Sciences Po in Lille. Es ist nicht der erste Lärm, der die Studierenden stört. Bereits den ganzen Morgen lang waren Rufe und Parolen von Demonstrant*innen zu hören. Im Gegensatz zu den vorherigen Unterbrechungen sieht sich die Bibliotheksaufsicht zu einer Durchsage veranlasst: «Die Bibliothek wird aufgrund des nationalen Streiks in einer halben Stunde schliessen. Besten Dank für Ihr Verständnis.» Die meisten Studierenden reagieren gelassen und stecken ihre Nasen zurück in die Bücher. Sie haben sich der ungewöhnlichen Lage bereits angepasst, denn schon im Wintersemester 2019 kam es immer wieder zu Schliessungen und sogar zu Prüfungsverschiebungen. Aber kurz darauf steht die Schar dann doch etwas ratlos vor dem

imposanten Gebäude: Die Seminare vom Nachmittag wurden gestrichen, der Französischunterricht fällt aus, die Professorin beteiligt sich am Streik gegen Macrons Rentenreform. Wer sich nun im falschen Film wähnt, war noch nie in Frankreich.

Die Elite demonstriert

Die Sciences Po haben den Ruf, Elite-Institute für Sozialwissenschaften zu sein. Doch nur das Institut in Paris, das als erstes gegründet wurde, sei konservativ und lediglich für die oberen Einkommensklassen zugänglich, wie mehrere Studierende vehement versichern: «Die anderen Institutionen sind eigentlich ganz in Ordnung, sie sind alle eher links.»

Erst kürzlich sorgte die Sciences Po Lille für Schlagzeilen: Studierende haben sich gegen eine auf dem Unigelände geplante Rede eines Politikers von Marine Le Pens Partei Rassemblement National eingesetzt. Eliot, ein Student aus dem zweiten Jahr, betont, dass er die Meinungsfreiheit grundsätzlich befürworte, aber solch ein Anlass gehe zu weit. Seine Freundin Julia ist nicht einverstanden. Unter den anwesenden Studierenden entbrennt eine hitzige Diskussion um demokratische Grundprinzipien. Derlei Leidenschaft für die Materie, die Neugierde, neue Sachen zu lernen und sich für politische Anliegen einzusetzen, das mache die Studierenden an der Sciences Po Lille aus, stellt die Dozentin Sylvie Dambre fest. Deshalb erstaunt es auch kaum, dass sich tagtäglich Studierende vor der Uni einfinden, um gegen Macrons Rentenreform zu demonstrieren.

Macrons Sisyphusaufgabe

Frankreichs Regierung hat grosse Pläne für das Land. Unter anderem soll die Altersvorsorge entschlackt und harmonisiert werden. Derzeit ist ein aus 42 Untersystemen bestehendes Gebilde in Kraft. Die meisten Französ*innen beschreiben das aktuelle Rentensystem als kompliziert und unfair. Einzelnen Berufsgruppen stehen derzeit massive Privilegien zu.

Damit soll nun Schluss sein. Macron will ein transparentes Punktesystem einführen, das für alle die gleichen Bedingungen schafft. Dazu gehört, dass sämtliche Pensionskassen vereinheitlicht und die grossen Unterschiede zwischen den Staatsangestellten und dem Privatsektor aufgehoben werden sollen. Es scheint, als würde die Regierung ein egalitäres System anstreben, das von den Reichen nimmt und den Armen gibt. Wieso gehen also Studierende und Professor*innen von eher links positionierten Unis gegen die Reform auf die Strasse und greifen zu Methoden wie Strassenblockaden?

Eine Protestbewegung, viele Anliegen

Alexandra Oeser, Professorin für Soziologie in Paris Nanterre, erklärt, dass die angestrebte Reform in Wahrheit viele Schwächen habe. Gerade auch Lehrende und Forschende seien vor der systemischen Umgestaltung nicht gefeit, wie Oeser ausführt: «Sie verlieren etwa 20 bis 40 Prozent ihrer Rente. Das ist viel, gerade wenn man bedenkt, dass sie im Vergleich zur Schweiz bereits drei Mal weniger verdienen.» Parallel zur Rentenreform protestieren die Universitäten auch gegen die Reform LPPR (Loi de programmation pluriannuelle de la recherche), die mehr Effizienz in Lehre und Forschung anstrebt.

Streikende Studierende blockieren jeden Freitag den Zugang zur Uni.

Effizienz bedeutet dabei vor allem die Priorisierung von Quantität vor Qualität: Dabei werden in Paris Nanterre bereits jetzt fächerübergreifende Onlinekurse mit jeweils 7'000 Studierenden durchgeführt. Das entlastet zwar das Budget und entschärft den chronischen Mangel an Dozierenden, ist für Studierende jedoch eine Katastrophe.

Die Studierenden mobilisieren zusätzlich gegen ihre prekären Lebensbedingungen, die sich gerade auf dem Immobilienmarkt ausprägen: So verfügen in Frankreich 1,3 Millionen Studierende nicht über ihren Verhältnissen entsprechenden Wohnraum. Eliot und Julia erklären, dass einige Studierende in Metropolen wie Paris oder Lille bis zu 900 Euro für ein Zimmer à 15 Quadratmeter bezahlen. Gleichzeitig können viele nicht bei ihren Eltern wohnen bleiben, da sie wie Julia oder Eliot aus einer anderen Region Frankreichs fürs Studium nach Lille gekommen sind.

Fridays against the system

In der Mobilisierungsgruppe der Sciences Po Lille sind sich zwar alle einig, dass viele Studierende unter den prekären Bedingungen leiden und dass diesen Herausforderungen begegnet werden muss. Wie sie aber ihrem Unmut Ausdruck verleihen sollen, darüber scheiden sich die Geister. Einige Streikende schreiben ihre Anliegen auf A4-Seiten – auf jeder Seite einen Buchstaben – und kleben diese dann collageartig an die Wände von öffentlichen Gebäuden. Andere verfolgen aus ihrer Sicht wirkungsvollere Wege und blockieren jeweils freitags den Zugang zur Uni, damit die Vorlesungen abgesagt werden müssen.

Mathilde und Louise sind beide Masterstudierende und sympathisieren zwar mit den Anliegen der Gruppe. Sie haben sich ihr daher zu Beginn der Proteste angeschlossen. Als sich der Ton aber fortlaufend verschärfte, haben sie sich immer mehr distanziert. Mathilde kritisiert insbesondere, dass die Streikenden auf Kosten des Sicherheitspersonals und der Reinigungsfachkräften demonstrieren: «Jemand muss das alles säubern und aufräumen, und das sind ganz sicher nicht diejenigen, die zur sozialen Ungleichheit beitragen.» Sie fügt an, dass zwar alle Beteiligten die Sozialpolitik Macrons hinterfragen, dass sich nun aber einige Splittergruppen gebildet haben, die ganz generell den Kapitalismus in Frage stellen oder aber die Sciences Po Lille kritisieren. Louise bemerkt, dass sie die meisten Haltungen grundsätzlich befürworte, aber «wir sollten uns auf ein einziges Anliegen konzentrieren, sonst verlieren wir an Legitimität».

Covid-19 hat den physischen Protesten nun erst mal den Riegel vorgeschoben. Doch die Studierenden bleiben trotz Isolation nicht untätig. Angesichts der zugespitzten Lage sind sie für einmal sogar einer Meinung: Sie kritisieren, dass der Lockdown die soziale Ungleichheit stark verschärfen wird. Denn gerade sehr unterschiedliche materielle und technische Ressourcen verunmöglichen es, dass die Studierenden den Online-Lehrbetrieb gleich nutzen können. Die Mobilisierungsgruppe unterstützt daher eine Petition, die den Umständen entsprechend angepasste Abschlussprüfungen fordert. Lockdown hin oder her, den Streikenden ist klar: «Vive la grève !» ◊

Nachgefragt — Frau Straumann, gibt es heutzutage noch Diven?

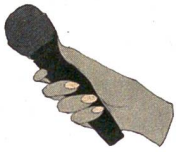
Die Diva ist ein Unfall im Starsystem. Diven wie Marilyn Monroe oder Elvis Presley sind medial erzeugte Kunstfiguren und besitzen einen glamourösen Starkörper. Gleichzeitig zeichnet die Diva ein unkalkulierbarer Überschuss aus: etwas Göttliches, zugleich aber auch Fragiles und Gefährdetes. Ihr einzigartiges Charisma ist untrennbar mit ihrer existenziellen Versehrtheit verknüpft. Die Diva entführt ihr Publikum mit ihren Auftritten in überirdische Sphären, während ihre Darbietungen von den schmerzhaften Erfahrungen ihrer eigenen Lebensgeschichte genährt werden. Die Bewunderung ihres Publikums ist mit ihrer Wunde eng verbunden.

Während die Selbstverausgabung der Diva ihre Berühmtheit auszeichnet, wirkt unsere zeitgenössische Celebrity-Culture austauschbar. Seit dem Aufkommen der Massenmedien gibt es Celebrities, die allein dafür berühmt sind, berühmt zu sein. Mediale Formate wie Reality-TV und soziale Medien machen Berühmtheiten vermeintlich nahbar und gewöhnlich. Twitter und andere Apps erlauben eine vorgeblich unmittelbare Interaktion zwischen Stars und Fans. Normalsterbliche inszenieren sich auf YouTube und anderen Internetplattformen mit dem Ziel, Berühmtheit zu erlangen.

Tatsächlich sind wir Andy Warhols Prophezeiung, dass in Zukunft jede Person für 15 Minuten berühmt sein werde, näher denn je zuvor. Die unsterbliche Diva hingegen überlebt in unserer sehnsüchtigen Verehrung und nostalgischen Erinnerung.

Barbara Straumann ist Assistenzprofessorin am Englischen Seminar der Universität Zürich.

Nachgefragt – An dieser Stelle beantworten Profs brennende Fragen.



Zürcher Studierendenzeitung
98. Jahrgang
Ausgabe 3/20
www.zs-online.ch

Verlag
Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Der Medienverein ZS ist von der Uni und von der ETH finanziell unabhängig. Er ist eine durch den VSUZH und den VSETH anerkannte studentische Organisation.

Inserate
Timothy Walder
2047 Agency
Bahnhofstrasse 47
5600 Lenzburg
www.2047.agency

076 441 08 00
timothy.walder@medienverein.ch

Redaktionsschluss 4/20: 04.09.2020

Druck
Merkur Druck AG
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage
26'104 (WEMF 2019), 30'000 (Druckauflage)
Die ZS erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Student*innen der Universität Zürich sowie Abonnent*innen an der ETH Zürich verschickt. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich.

Redaktionsadresse
Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch

Redaktion
Stephanie Caminada [stc], Noemi Ehrat [ehr], Dominik Fischer [fis], Sumanie Gächter [sum], Jonathan Progin [pro], Nuria Tinnermann

Mitarbeit
Vivian Adams, Anna Luna Frauchiger [alf], Lukas Heinser [hel], Lisa Horrer, Tatjana Kühne, Jessica Lang, Marco Neuhaus [man], Yves Périllard, Leonie Projer, Luca Rey, Leya Stefan

Bilder und Illustrationen
Vivian Adams, Sarah Baur, Stephanie Caminada, Noemi Ehrat, Sumanie Gächter, Jonathan Progin

Cover
Jonathan Progin

Aufschlag
Sumanie Gächter

Lektorat
Adrienne Walder
korrektorin@medienverein.ch

Produktionssong #3/20
Thirsty Hoes – Daughters of Reykjavík

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C007321

Progin

Common people at home

Thank you, Jarvis — Seit dem Seuchenausbruch buhlen Künstler*innen um unsere digitale Aufmerksamkeit. Doch nicht alle Internetkonzerte sind den Strom wert. Anders die «Domestic Disco» von Jarvis Cocker: Jeden Samstagabend schickt der «Pulp»-Frontmann aus einer Ecke in seinem Haus im Norden Englands die besten Beats über den virtuellen Dancefloor. Cocker streamt seine «Domestic Disco» live auf Instagram, und kümmert sich dabei so gut um seine Zuhörer*innen, dass man sich wenigstens für knapp zwei Stunden in einem Konzertsaal wähnt.

www.instagram.com/jarvisbransoncocker.

Tinnermann

Gemeinsames Grün

Bepflanzen — Mehr Zeit zu Hause und spärliche Einkaufsgänge lassen die Selbstversorgungs-Fantasien wiederaufleben. Im Garten unserer WG spriessen mittlerweile Kartoffeln, Salat und Rucola, viel mehr hat aber nicht Platz. Städter*innen, die mehr als nur Balkon-Tomaten anpflanzen wollen, können bei der Anbaugemeinschaft Dunkelhölzli am altstettischen Stadtrand mitwirken. Wer ein saisonales Gemüseabo bezieht, ist verpflichtet, an zwei Tagen pro Jahr auf den Feldern mitzuarbeiten. So kriegt man Gemüse frisch vom Acker, selbst in der Stadt.

Pflanzplatz Dunkelhölzli, Zürich Altstetten.

Gächter

Hausgemachte Töne

Erklingen — Diesen Sommer wird es keine Konzerte und Festivals geben. Statt Trübsal zu blasen, kann man selbst Hand anlegen. Ob man nun die alte Geige aus Kindheitszeiten wieder zum Klingen bringt oder ein neues Instrument erlernt: Besser könnte der Zeitpunkt nicht sein. Gitarre eignet sich gut: Anfängermodelle sind erschwinglich oder können gebraucht erworben werden. Instruktionen finden sich im Internet zuhauf. Zur Unterstützung von Bücherläden kann man sich ein Buch bestellen und mit etwas Übung schon bald das erste Balkonkonzert halten.

Gitarre – der Komplettkurs, 29.90 Franken.

Ehrat

Fertig lustig

Ausgesenft — In über tausend Worten habe ich als Teil der Redaktion das Verschiedenste empfohlen. So etwa Nachtzugfahren oder Zitronenpfeffer. Nun, da ich beim Gedanken an meinen künftigen Alltag ohne ZS bereits wehmütig werde, bleibt mir eine letzte Empfehlung – und zwar Magnum, wie das Eis. Die Fotograf*innen der renommiertesten Fotoagentur der Welt haben die grössten Szenen der Weltgeschichte eingefangen, von Che Guevara über 9/11 bis zu Covid-19. Aus aktuellem Anlass haben sie 50% ihres Square Print Sales Médecins Sans Frontières zukommen lassen.

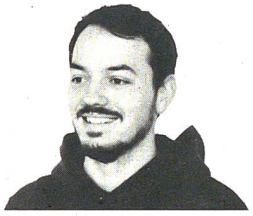
www.magnumphotos.com.

Caminada

Auf Antwortsuche

Ausgefragt — «Was ich im Kopf habe, ist das Chaos», hat Max Frisch 1981 über sein Schreiben gesagt. Schreibtheorie hin oder her – wer kennt das gerade nicht? Dagegen behalf sich Frisch mit Fragebögen, an sich selbst, an einen selbst und an das Leben. Gewiss, Fragen nach Fragebögen ist wie Malen nach Zahlen – prosaisch und unoriginell. Aber so wird auch nach Wochen des Aufeinandersitzens das leidenschaftliche Diskutieren entfacht. Frage 8: «Hoffen Sie angesichts der Weltlage auf a. die Vernunft, b. ein Wunder, c. dass es weitergeht wie bisher?» Ich suche noch nach Antworten.

Max Frisch, Fragebogen, 15.50 Franken.

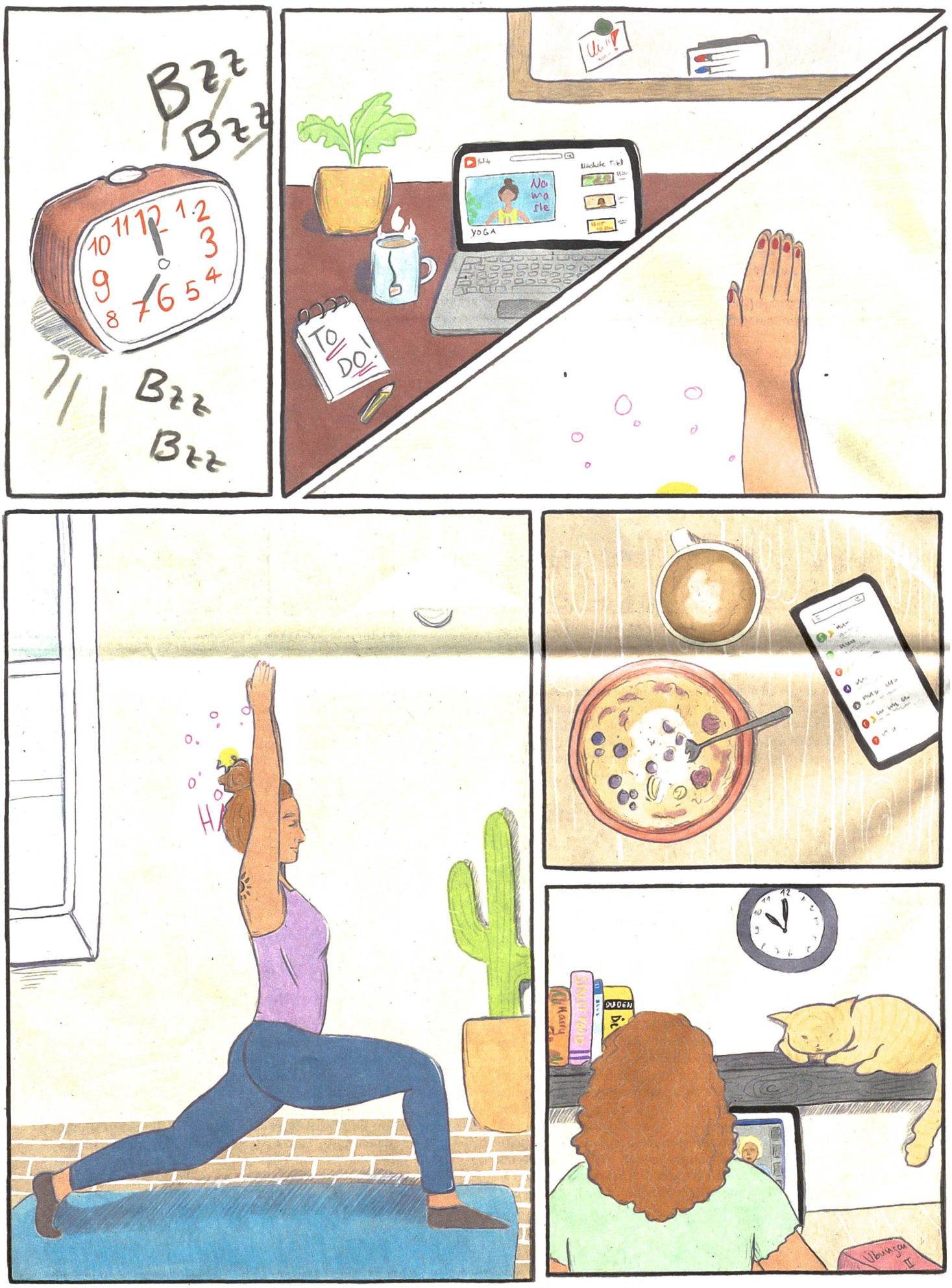


Fischer

Urlaub zuhause

Isoliert — Erst wenn das letzte Brot gebacken, der letzte Skype-Call aufgehängt, die letzte Online-Yogastunde erledigt ist, werdet ihr merken, dass man Zeit nicht totschlagen kann. Und was dann? Sich der Langeweile hingeben? Der Kunst, still zu sitzen? Die Isolation zieht sich. Rettung bietet im Idealfall der sonnige Balkon. Im Sessel unterm Sonnenschirm lässt es sich stundenlang aushalten. Zeitung, Bücher und Laptop sind schon rausgezügelt, der kleine Park vorm Haus bietet bestes People-Watching. Rein muss ich höchstens für Snacks und kühle Getränke.

Balkonien, 8045, exact location undisclosed.


Bzz
Bzz
Bzz
Bzz
YOGA
TO DO!
HI
DUDEN
Ubungen

Übungen 4
1a)
b)
Uni-Alltag im Lockdown
Cinéma

Nikola Rakic, Leonie Plastina und Jana Meindl (v.l.n.r.) zählen zu den Studis, die sich im Unispital Zürich engagieren.

Systemrelevante Studierende

Seit dem Lockdown schiesst zivilgesellschaftliches Engagement aus dem Boden. Studierende sind daran massgeblich beteiligt.

Dominik Fischer (Text)

Jonathan Progin (Bild)

Unzählige Studierende sind für die Bewältigung der Covid-19-Pandemie im Einsatz. Sie helfen in der Nachbarschaft beim Einkauf, nähen Schutzmasken oder unterstützen die Pflege im Spital. Doch nicht alle engagieren sich freiwillig. Wer vom Militär aufgeboten wurde, musste alles stehen und liegen lassen und in die Kaserne einrücken. So berichtet ein Student: «Das Militär hat Zivilschützer*innen und zahlreiche Soldat*innen eingezogen, die im Militärdienst in Sanität ausgebildet wurden. Am 16. März kam das Aufgebot, einen Tag später musste ich mit gepackten Sachen im Tessin sein.»

Die grösste Mobilmachung seit dem Zweiten Weltkrieg bringt dem Militär viel Lob ein, doch der Student berichtet: «Einige von uns sitzen immer noch ohne Aufträge in der Kaserne, andere machen belanglose WK-Übungen. Ich diene gleichzeitig mit einem jungen Vater. Er wurde als Reservist aufgeboten und verpasst gerade die ersten Monate im Leben seines Kindes. Das Militär will mit der Aktion Bonuspunkte in der Gesellschaft sammeln, doch die Organisation ist chaotisch und ineffizient.» Zudem

sei seine Grundausbildung für die allermeisten Aufgaben nicht nötig, denn er helfe vor allem der Pflege, indem er Materialbestände auffülle und putze. «Das könnte jeder machen. Zwar freuen sich die Spitäler über die Hilfe des Militärs, doch wir sind hier meist unterfordert.» Eigentlich hatte er nicht vor, dieses Jahr einen WK zu absolvieren. Nun ist er bis mindestens am 30. Juni im Einsatz. Der eigentliche Skandal: «Von den 105 Diensttagen werden mir nur 38 für die Wiederholungskurse angerechnet, zunächst waren sogar nur 19 geplant. Mit rund 62 Franken pro Tag ist auch die Bezahlung viel schlechter als für andere Helfer*innen im Spital», berichtet er. Zu der einzigartigen Situation kam die Ungewissheit, wie die Uni Zürich reagieren würde. «Am meisten ärgert mich, dass ich mein Semester nicht abschliessen kann. Der Aufwand der ersten drei Semesterwochen war für mich umsonst. Und die Uni hat auf all die Veränderungen sehr langsam reagiert. Erst seit kurzem weiss ich, dass ich keine Fehlversuche befürchten muss», kritisiert er.

Willkommene Hilfe im Unispital

Ganz anders ist die Situation im Unispital Zürich (USZ), wo Medizinstudierende aushelfen. Als ihre praktischen Kurse ausfallen mussten, kamen Leonie Plastina und Nikola Rakic auf die Idee, das USZ und die medizinische Lehrkoordination proaktiv anzuschreiben und Hilfe der Studierendenschaft anzubieten. Leonie erzählt: «Unser Angebot wurde mit offenen Armen empfangen. Innert kürzester Zeit wurden Einführungskurse auf die Beine gestellt und 158 Studierende für den Einsatz auf Intensivpflegestationen geschult. Inzwischen sind bereits 530 weitere freiwillige Studierende im Einsatz.»

Das überwältigende Feedback sowohl vom Spital und der Uni als auch von allen Studis hat Leonie und Nikola überrascht und viel Arbeit beschert. «Die Koordination so vieler Helfenden ist aufwändig, doch wir und die Jahrgangskoordinierenden setzen uns mit Leidenschaft für dieses Projekt ein», erzählt Leonie. Sie und Nikola haben zudem mit weiteren Mitstudierenden erfolgreich dafür geworben, dass ihre Einsätze im Rahmen des sechsten Studienjahres mit ECTS-Punkten belohnt werden. Zwar liessen sich die Credits auch anders kompensieren, doch für Naomi Iob, Robin Knuchel und Stefan Wicki aus dem sechsten Jahr des Medizinstudiums war direkt klar, dass sie im USZ im Umgang mit der Krisensituation helfen möchten. Naomi erzählt begeistert: «Wir können unsere Schichten flexibel einteilen, wertvolle Erfahrung sammeln und den Spitälern und der Bevölkerung in diesen ernsten Zeiten helfen.»

Gelungene Unterstützung

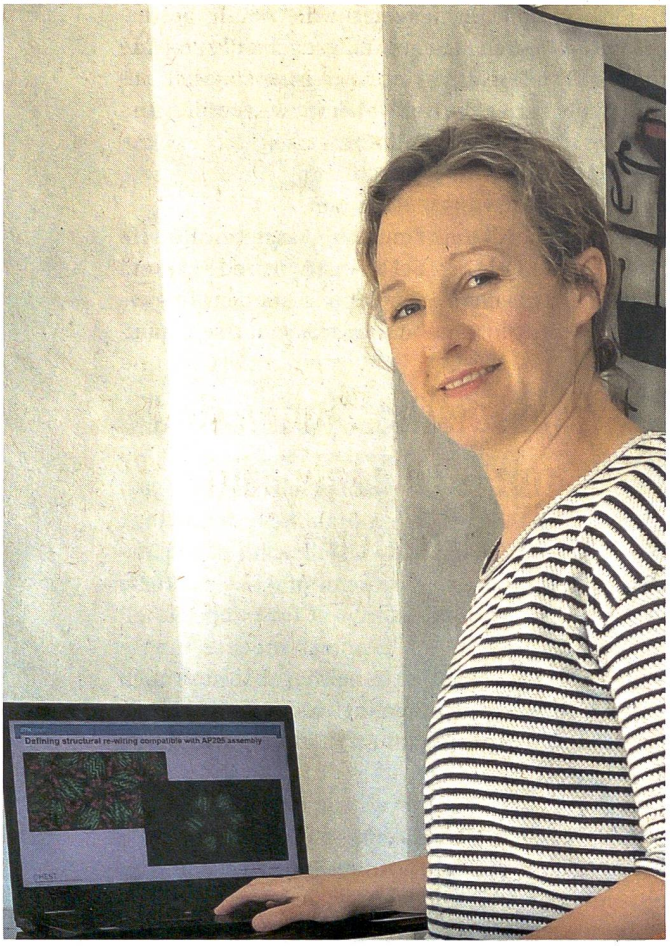
Studierende unterstützen nicht nur auf den Intensivpflegestationen, sondern auch im Notfall, in der Online-Beratung und in Arztpraxen. Studierende aus tieferen Jahrgängen, die noch keine Praxiserfahrung gesammelt haben, machen Eingangskontrollen und führen Besuchsstatistiken durch. Auch dank ihnen waren die Spitäler auf vollere Stationen vorbereitet. Angefangen mit dem USZ setzten schnell auch andere Spitäler auf die Unterstützung von Studierenden und sogar Gymnasiast*innen.

Anders als der studentische Sanitätssoldat im Tessin stehen die drei Medizinstudierenden ihrem Einsatz sehr positiv gegenüber und betonen die gute Koordination und Zusammenarbeit mit den Spitälern. «Wir fühlen uns wohl. Wir sind gut betreut und haben immer eine kompetente Ansprechperson. Durch die frühe Mobilisierung hatten wir in Ruhe Zeit, zu lernen und uns zurecht zu finden. Wir können nun wertvolle Unterstützung leisten», sind sich die drei einig. Auch die Chiropraktik-Studentin Jana Meindl im fünften Ausbildungsjahr zählt zu den freiwilligen Helfer*innen. «Als meine praktischen Kurse gestrichen werden mussten, war für mich schnell klar, dass ich die freie Zeit nutzen möchte, um im Spital zu helfen», erzählt sie. Seither absolviert auch sie unermüdlich Schichten im Unispital, auch wenn sie sich die Arbeit nicht für ECTS-Punkte anrechnen lassen kann.

Knappe Ressourcen in Spitälern

Viele glauben derzeit, in den Spitälern herrsche absolutes Chaos. Doch Stefan berichtet: «Es gibt etwas Materialknappheit, aber der Betrieb in den Spitälern läuft koordiniert und alle Patient*innen können versorgt werden.» Doch für die Eindämmung der Pandemie muss die gesamte Bevölkerung mithelfen. So appelliert Robin: «Für die Entlastung der Spitäler und Arztpraxen hilft es extrem, wenn alle die Massnahmen vom Bund zu Hygiene und Sicherheit befolgen. Bleibt daheim und verringert so die Ansteckungsgefahr.» Auch der aufgebotene Student im Tessin betont: «Die Leute, die sich leichtsinnig die Massnahmen ignorieren, machen mich sauer. Je mehr sie mithelfen, desto schneller ist die Krise bewältigt und unser Militäreinsatz vorüber.» Pandemien sind keine Naturkatastrophen, sondern haben auch politische Auslöser. In ganz Europa und den USA ist die Anzahl an Krankenbetten über die letzten Jahre drastisch gesunken. Mit 4,5 Krankenbetten pro 1000 Einwohner*innen schneidet die Schweiz im internationalen Vergleich äusserst bescheiden ab. Dass politische und wirtschaftliche Sorglosigkeit durch ziviles Engagement beglichen werden muss, ist die düstere Kehrseite dieser Situation.

Wir können dankbar sein für alle Studierenden, die derzeit ihre Fähigkeiten einsetzen, um die Pandemie einzudämmen. Ihre Einsätze haben bereits Wirkung gezeigt. Derzeit wird das aufgebotene Personal der Studierenden sowie der Soldat*innen sukzessive abgebaut. Robin, Stefan, Naomi und der Sanitätssoldat konnten ihre Einsätze inzwischen beenden. ◊



Momentan forscht Emma Slack vom Homeoffice aus.

Forschung auf Hochtouren

Hinter geschlossenen Türen der Uni und ETH betreiben zahlreiche Wissenschaftler*innen Forschung zu Covid-19. Ein Überblick.

Noemi Ehrat

Anfang April machte die UZH-Foundation der Universität Zürich mit einem Spendenaufruf auf sich aufmerksam. «Unterstützen Sie den Pandemie-Fonds der Universität Zürich mit einer Spende», bat Michael Schaepman, Prorektor Forschung an der Uni und Vizepräsident des Stiftungsrats der Foundation, in einer Videobotschaft von seinem Wohnzimmer aus. Es seien so viele Forschungsgesuche zu Covid-19 eingegangen, dass die Uni sie nicht aus eigenen Mitteln finanzieren könne. Selbst die Bundesgelder des Schweizer Nationalfonds (SNF) würden nicht ausreichen. Auch die ETH-Foundation hat einen Corona-Impulsfonds gestartet. Damit sollen Forschende, die ihre Arbeit auf Projekte rund um Covid-19 umgestellt haben, zusätzliche Finanzierung erhalten.

«Mit diesen Mitteln sollen drei Arten von Projekten unterstützt werden», erklärt Donald Tillman, Geschäftsführer der ETH-Foundation. Einerseits Notfall-Projekte, bei denen Studierenden finanziell unter die Arme gegriffen werden soll. «Das wäre beispielsweise der Fall, wenn aufgrund der aktuellen Lage ein Stipendium ausfällt oder das Studium verlängert werden muss», sagt Tillman. Andererseits soll das Geld an kurzfristige Forschung gehen, also etwa an Projekte, die Gesichtsmasken produzieren, virale Tests oder Beatmungsgeräte entwickeln. Drittens werden längerfristige Forschungsprojekte unterstützt, um die Widerstandskraft in der Krise und gegenüber zukünftigen Pandemien zu stärken. Während Interessierte durch den Corona-Impulsfonds die Möglichkeit haben, Studierende oder Angestellte der ETH zu unterstützen, fokussiert sich der Pandemie-Fonds der Uni auf drei «dringende Forschungsprojekte» aus dem Bereich der Humanmedizin.

«Covid-19-Forschung ist momentan ein Hype»

Zu den ausgewählten Projekten gehören eines zu Antikörpern von Covid-19-Infizierten, eine Studie über das Immunsystem sowie eine Erhebung von Zahlen der Infizierten in der Schweiz. «Wir haben Projekte ausgesucht, die kurz- und mittelfristig Erfolg haben, nicht erst in sieben Jahren», erklärt Schaepman den Entscheid. Zudem seien andere Projekte für den Spendenaufruf nicht gleich vermarktbar. Laut UZH Foundation sollen so drei bis fünf Millionen Franken zusammenkommen. Ein ehrgeiziges Ziel? «Man muss die Verhältnisse schon sehen», relativiert Schaepman. Die Uni mache 1,4 Milliarden Franken Umsatz. «Das Covid-Thema ist im Moment ein Hype, wird die Uni aber nicht in eine ‹Corona-Uni› verwandeln.» Es sei schliesslich wichtig, die Diversität der Forschung beizubehalten – dennoch will die UZH Foundation die Uni zu einem «Leuchtturm» für die Covid-19-Forschung machen und dafür anerkannt werden.

An Uni und ETH sind insgesamt rund 60 Gesuche für Forschungsprojekte rund um das Virus eingegangen. «Das sind doch einige», sagt Uwe

Sauer, der das Evaluationskommittee der ETH für die neuen Projekte leitet. 40 Gesuche begutachtete er, 30 davon wurden bewilligt. Dazu zählen nur Projekte, die Zugang zu ETH-Räumlichkeiten brauchen. «Andere, die aus dem Homeoffice gemacht werden können, sind darin nicht enthalten», erklärt Sauer. So beispielsweise das Erstellen von Tracking-Apps, die Ansteckungsketten unterbrechen sollen. Doch auch für die Forschungsgruppen mit Labor-Zugang gelten strenge Regeln. «Insgesamt sind permanent etwa 50 bis 100 Personen an der ETH», sagt Sauer. Es dürfe aber pro Labor immer nur immer nur eine Person anwesend sein.

Impfstoff für die Zukunft

Eine Forscherin, die ihren Fokus auf die Covid-19-Forschung umgestellt hat, ist Emma Slack. Die Professorin des Departements für Gesundheitswissenschaften und Technologie der ETH arbeitet zurzeit an einem Projekt mit dem verheissungsvollen Namen «Optimized Covid-19 Vaccine». «Meine Forschungsgruppe arbeitet ohnehin viel mit Impfstoffen. Nun möchten wir einen entwickeln, der leicht produzierbar ist und nicht nur gegen Sars-CoV-2, sondern gegen weitere ähnliche Coronaviren wirkt», erklärt Slack. Aktuell würden weltweit etwa 150 Impfstoffe gegen Covid-19 entwickelt. «Unser Projekt steht damit nicht in Konkurrenz, da es eher langfristig ausgerichtet ist», so Slack. Das Ziel sei, einen Impfstoff zu entwickeln, der vor zukünftigen Pandemien schützen könne. «Bei einer weiteren Pandemie wäre der Impfstoff schnell einsetzbar», hofft Slack.

«Wir haben Projekte ausgesucht, die kurz- und mittelfristig Erfolg haben.»

Michael Schaepman, Prorektor Forschung der Uni

Denn: Die Gruppe testet einen Schluckimpfstoff, der nicht gespritzt werden muss. «Das ist besonders für Entwicklungsländer interessant, da man weniger Ressourcen braucht.»

Von Slacks Gruppe führen aktuell nur zwei Forschende Experimente an der ETH durch. «Ich selbst sowie sechs weitere Teammitglieder arbeiten ausschliesslich im Homeoffice», so Slack. «Zum Glück arbeiten wir ohnehin viel mit Computermodellen.» Während die Erforschung des Impfstoffs rasch vorangeht, sind ihre bisherigen Forschungsprojekte alle auf Eis gelegt. Die restlichen 14 Mitglieder ihrer Forschungsgruppe, die nicht an der Entwicklung des Impfstoffs beteiligt sind, haben haben aber auch so genug zu tun. «Sie schreiben beispielsweise Papers, gestalten Modelle am Computer oder analysieren Daten.» So habe Slack auch für die von ihr betreuten Bachelor- und Master-Studierenden die Projekte umgestalten können. «Natürlich ist es tragisch, das ganze Labor zu schliessen – aber wir wissen alle, dass dies die richtige Entscheidung war.»

Kooperation statt Konkurrenz?

Slacks Gruppe, die aus Tim Keys, Christophe Rutschmann, Tom Kloter, Daniel Hoces, Manfred Kopf und Jan Kisielow besteht, arbeitet eng mit dem Francis Crick Institute in London zusammen. Dessen Mitarbeiter Paul Bates und Raphael Chaleil sind auf Biomolekulares Modellieren spezialisiert und Slack ist überzeugt, dass die Zusammenarbeit auch für andere Projekte vorteilhaft sein wird. «Durch die Krise merken wir, wie effizient virtuelle Besprechungen und Zusammenarbeiten eigentlich sind», so Slack. Sie erlebt die Kooperation unter Forscher*innen bis jetzt als sehr positiv. «Viele sind bereit, sich gegenseitig zu helfen.» Slack hofft, dass dieser Wille zur Zusammenarbeit auch nach dem Lockdown weiter besteht. Sie nahm, wie viele andere Forschende auch, am «Speed-Dating» der Uni und ETH teil. Bei diesem virtuellen Treffen konnten sich Covid-19-Forschungs-Gesuchstellende untereinander austauschen.

«Viele Forscher*innen sind bereit, sich gegenseitig zu helfen.»

ETH-Professorin Emma Slack

«Nach zwei Stunden haben sich rund fünf Zusammenarbeiten ergeben», weiss Thomas Trüb, Leiter der strategischen Forschungsplattformen der Uni. Aus Prinzip werde die Zusammenarbeit der beiden Hochschulen aber nicht «streng» koordiniert. «Das muss eine Eigendynamik entwickeln, denn die Freiheit der Forschung besteht weiterhin», so Trüb. Auch Sauer findet: «Das ist nicht die Zeit für Konkurrenzdenken.» National wie international würden Daten bereits zu einem extrem frühen Zeitpunkt ausgetauscht – «so, wie man es eher nicht vom wissenschaftlichen Prozess kennt». Die Uni und die ETH seien eben wie Zwillinge, sagt Schaepman dazu: «Wir ärgern uns manchmal, aber wir tun uns auch zusammen.» Auch er sagt: «In der Krise darf man etwas Kooperation verlangen.» Seit Ende April geht die Forschung an den Hochschulen aus dem ‹Minimalbetrieb› schrittweise wieder in den Normalbetrieb über. Doch in einem sind sich alle einig: Die Erfahrungen, die während des Lockdowns gemacht wurden, werden noch lange Auswirkungen auf die Forschung haben. ◊

«Ohne physische Erfahrung geht etwas Grundlegendes verloren»

Studierende und Dozierende standen in letzter Zeit vor grundlegenden Veränderungen. Hier erzählen sie aus ihrem neuen Alltag.

Nuria Tinnermann (Interviews)

Simona Santamaria
studiert Maschineningenieurwissenschaften im Master an der ETH Zürich.

«Da ich gerade an meiner Masterarbeit bin, musste ich mir schon vor dem Lockdown Arbeit selbstständig einteilen und Strukturen schaffen. Für mich ist Abwechslung zentral, deshalb habe ich im normalen Alltag immer zwischen verschiedensten Bibliotheken und Arbeitsorten rotiert, um dem Alltagstrott zu entfliehen und mich von der neuen Umgebung inspirieren zu lassen. In der jetzigen Situation ist das etwas schwieriger. Ich wohne aber in einer Gross-WG und kann deshalb nach Lust und Laune in verschiedensten Zimmern von Mitbewohner*innen arbeiten. Wenn das nicht mehr weiterhilft, beginne ich kleine alltägliche Dinge mit Neuem auszutauschen: Eine neue Teesorte oder ein Kleidungsstück einer Mitbewohnerin auszuleihen bringt frischen Wind.»

Oriana Fröhlich
studiert Jus im Bachelor an der Uni Zürich.

«Nicht mehr in Bibliotheken lernen zu können, ist für mich die grösste Veränderung. Ich brauche diese Lernatmosphäre, speziell wenn ich viel Stoff aufnehmen muss. Ein starker Einschnitt ist ausserdem, dass alle unsere Prüfungen auf Ende August verschoben wurden. Das Prüfungsformat ist schwierig online durchzuführen, da ein grosser Teil aus dem Abrufen von auswendig Gelerntem besteht. Somit wäre eine Open-Book-Prüfung für die Beantwortung von juristischen Sachverhalten wohl ungeeignet. Viele Studierende mussten deshalb Praktika absagen, da wir jetzt den ganzen Sommer lernen müssen.»

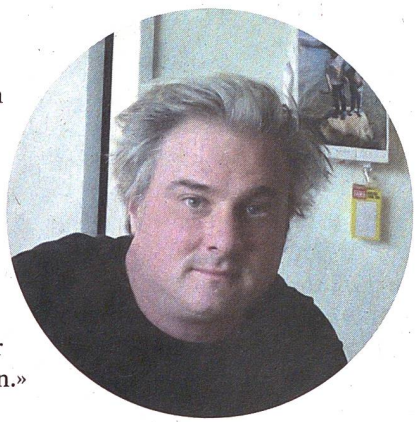
Alex Popert
doktoriert in Physik an der ETH Zürich.

«Kurz vor dem Lockdown begannen meine Messungen nach langer Zeit endlich zu funktionieren. Dabei geht es um atomar dünne Schichten von Materialien, die ich mit einem Laser anregen kann. Wegen Corona musste ich diese Messungen abbrechen. Ich weiss, dass eine andere Forschungsgruppe ähnliche Messungen gemacht hat. Im besten Fall haben wir beide spannende Messergebnisse, welche sich ergänzen, und wir publizieren sie gleichzeitig. Im schlechtesten Fall aber merke ich in der Analyse, dass meine Ergebnisse nicht aussagekräftig genug sind, und ich weitere Messungen brauche. Wenn jetzt die andere Forschungsgruppe schneller ist, dann könnte viel von meiner Arbeit verloren sein.»

Dorota Sajewska
ist Dozentin am Slavischen Seminar der Uni Zürich.

«Kein Online-Tool kann die Entwicklung von Gedanken im Präsenzseminar ersetzen, denn diese entstehen in einem energiegeladenen zwischenmenschlichen Dialog. Nun ist es mehr ein Austausch von Meinungen und Informationen. Auch die zwischenmenschliche Kommunikation zu Hause hat sich verändert: Als Mutter verbinde ich dort «Homeoffice» mit «Homeschooling». Das heisst, ich muss nun viel mehr unterrichten als vorher und neue Unterrichtsmethoden entwickeln. Aber ich erhalte dafür auch die Möglichkeit, Neues zu erfahren. Von meinem Sohn lerne ich nun beispielsweise das Skateboarden. Das hilft, die Corona-Krise gemeinsam durchzustehen.»

Mischa Gallati
ist Dozent am Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft an der Uni Zürich.



«Ich musste meinen gesamten Kursinhalt neu denken. Ursprünglich analysierten wir Kulturorte, diese Alltagsforschung ist nun unmöglich. Deshalb widmen wir uns nun unserem eigenen Alltag in Zeiten von Corona. Dabei sollen Studierende Veränderungen nachgehen und dokumentieren. Das kann beispielsweise die Aufnahme der Veränderung des Strassenlärms sein, den man vom eigenen Balkon hört. Somit können auch durch andere Medien neue Wege des Erforschens verwendet werden. Erfahrung ist aber immer auch physisch und unmittelbar. Fällt das weg, geht etwas Grundlegendes verloren.»

Lola Crosina
studiert Trends & Identity im Bachelor an der ZHdK.

«Vor dem Lockdown habe ich an der Garderobe eines Restaurants gearbeitet. Diese Einnahmequelle fällt nun weg, denn ich hatte Pech: Ich war nur als Aushilfe angestellt, somit steht mir keine Kurzarbeit-Vergütung zu. Ein weiterer Einschnitt sind die fehlenden Werkstätten, in denen wir an der ZHdK arbeiten konnten. Mein Zimmer ist deshalb nun zeitgleich Atelier geworden und sieht auch so aus. Normalerweise ist dort mein Ruhepol, während mein Arbeitsort sehr chaotisch ist – Farben, Kleider und Stoffe liegen rum und sind bereit, um bearbeitet und benutzt zu werden –, nun ist beides am selben Ort vereint.»

Hanna Kokko
ist Dozentin am Department für Evolutionsbiologie und Umweltwissenschaften an der Uni Zürich.

«Ich mache mir um die jungen Akademiker*innen Sorgen, die womöglich für längere Zeit die Möglichkeit verpassen, an Konferenzen Kontakte zu knüpfen. Denn das kann für die Weiterentwicklung von Arbeit und Forschung ausschlaggebend sein. Natürlich hat das Reisen an Konferenzen auch seine Nachteile, wie beispielsweise CO_2-Emissionen. In dieser Hinsicht kann die derzeitige Situation auch eine positive Entwicklung anstossen und dazu führen, dass Prozesse optimiert werden. In Zukunft könnten wir mit neuen Herangehensweisen vielleicht die intellektuellen Vorteile von Konferenzen kriegen, dabei aber weniger Schaden verursachen.» ◊

Flucht in die Küche

Backen ist nicht nur meditativ, sondern versüsst auch den Tag.

Vivian Adams

Seit Mitte März weht einem beim Spazieren öfter der süsse Geruch von frischem Gebäck entgegen. Die Isolation zu Hause beflügelt die Renaissance so mancher Hobbies, und Zürichs Daheimgebliebene scheinen, unisono mit dem Rest der Welt, das Backen (wieder-)entdeckt zu haben. Neben einer noch nie dagewesenen Flut von Home-Workouts werden unsere Instagram-Feeds zurzeit von selbstgemachten Bananenbroten, Granola und Cookies bevölkert. Nicht ganz unlogisch, immerhin könnte das selbstgemachte Brot den nächsten Gang zum Supermarkt hinauszögern. Noch dazu ist eine Backeskapade die perfekte Alltagsflucht. Grund genug, sich an lang gehegte Backvorhaben zu wagen. Zum Beispiel finnische Zimtschnecken namens Korvapuusti. So fliegt der Nachmittag nur so vorbei: Der Teig will gemischt und geknetet werden, er lässt sich Zeit beim Aufgehen und stellt die Geduld auch beim Formen der Rollen auf die Probe. Aber Optik hin oder her, Backen versüsst die Zeit zu Hause nicht nur wortwörtlich, sondern ist tatsächlich auch meditativ. Und über eine kleine mentale Auszeit von der digitalen Welt freuen sich die meisten im Moment gerade besonders. ◊

Wollen bald ein Restaurant eröffnen: Klara Wilke und Erich Bleiziffer.

Veganes Essen zum Mitnehmen

Das Take-Away Klara's Kitchen wird von zwei Quereinsteiger*innen geführt.

Tatjana Kühne (Text)
Noemi Ehrat (Bild)

Der Magen macht lautstark auf sich aufmerksam und lässt die Gedanken vom Lernstoff abschweifen. Eine kurze Pause und ein Schokoriegel versprechen rasche Abhilfe. Lange macht das nicht satt, doch Bequemlichkeit und Stress sind manchmal schwer mit einer gesunden Ernährung in Einklang zu bringen. Dieses Problems nahmen sich Klara Wilke und ihr Partner Erich Bleiziffer an. Zusammen eröffneten sie vor rund fünf Jahren einen Take-Away an der Universitätsstrasse 17, gleich oberhalb der ETH: Klara's Kitchen. Ihr Angebot: frische und gesunde Mittagsmenus und Snacks.

Dabei kommen weder Klara noch Erich aus dem Gastrobereich. Sie betrieb ursprünglich ein Yogastudio, arbeitete als Tänzerin und Schauspielerin, er war im Finanzbereich tätig. Vor sechs Jahren stiess Erich auf ein Inserat, das eine kleine Ladenfläche für ein Take-Away anbot. Die beiden fanden rasch Gefallen an der Vorstellung, ihre Leidenschaft für gesundes Essen in ein solches Projekt fliessen zu lassen. Ein halbes Jahr später eröffneten sie Klara's Kitchen. Bald schon wurde das Take-Away zum Vollzeitjob. Das Geschäft sei von Beginn an super gelaufen.

Niemandem etwas aufzwingen

«Es hat sich einfach so entwickelt – Learning by doing», sagt Klara rückblickend. Inspiration und Wissen haben sie aus dem Internet, aus Kochbüchern und von erfahrenen Köch*innen gewonnen, die sie anfangs zeitweise unterstützten, erzählt Klara.

«Wir wollen frisch zubereitetes, möglichst regionales und gesundes Essen in Bio-Qualität anbieten, das schmeckt», sagt Klara. Dabei verwenden sie keinerlei Tierprodukte. Dass ihr Angebot vegan ist, soll aber nicht an die grosse Glocke gehängt werden. «Ich will niemandem eine vegane Ernährung aufzwingen, sondern sie nur erleichtern. Weil sie einfach guttun kann, sowohl uns als auch der Umwelt», so Klara. Nur vereinzelt verkaufen sie Speisen mit Gojibeeren, Chiasamen oder Avocado. «Sobald die Nachfrage danach wegfällt, nehmen wir diese Exoten aus dem Sortiment.»

Gesunde Cupcakes

Besonders gerne kochen Klara und Erich mit Getreidesorten, die hierzulande wachsen, aber nur selten auf den Teller kommen – etwa Kamut, Emmer und Grünkern. Ihr Mittagsangebot reicht von Gemüseburgern und Ofenkartoffeln über Pancakes mit Linsen und Spinat bis hin zu herzhaften Curries. Aber auch Wraps, Sandwiches, Suppen, Smoothies, Cupcakes und andere kleine Leckereien gehen über die Theke. Gesundes Essen kann vielfältig, schmackhaft und sättigend sein, das beweisen Klara und Erich.

«Dabei bin ich hauptsächlich für die Entwicklung der Menus und das Kochen zuständig. Erich macht das Backoffice. Beide stehen wir in der Küche und verkaufen die Speisen», sagt Klara. Geöffnet hat das kleine Take-Away wochentags zwischen halb acht und halb fünf.

Restaurant wartet auf Eröffnung

Auch Klara's Kitchen ist von den behördlich angeordneten Massnahmen infolge der Covid-19-Pandemie betroffen. Als Take-Away dürfen sie zwar weiterhin Gäste bedienen, ihr Umsatz sei aber um gut drei Viertel eingebrochen. Ausserdem konnte eine auf April geplante Erweiterung um ein Restaurant noch nicht durchgeführt werden.

Unterdessen können sie nur einen Catering- und Lieferdienst anbieten – neu auch über Uber Eats. Klara sagt: «Wir freuen uns darauf, wieder mehr Gäste bedienen zu dürfen.» Bis dahin wollen sie die Entschleunigung geniessen. ◊

Joëlle Hersberger, Jan Neuenschwander und Julia Krieg haben grosse Pläne.

Bild: © zVg

Blumen im Aboservice

Drei Studierende haben einen Onlineshop für Blumen gegründet. Sie wollen die Branche nachhaltig verändern.

Lisa Horrer

Drei Studierende mit einem Gespür für Marktlücken, ein gewonnener Wettbewerb sowie ein Preisgeld von 10'000 Franken – mehr brauchte es nicht, um den Traum des eigenen Blumen-Onlineshops namens Blumenpost zu verwirklichen. Nach intensiver Vorbereitung ging der Webshop im August letzten Jahres online. Seitdem verkaufen die drei Gründer*innen Joëlle Hersberger, Julia Krieg und Jan Neuenschwander Blumensträusse im Raum Zürich.

«Wir wollten schon immer etwas gründen», sagt Blumenpost-Mitbegründerin Hersberger. Dass die Gründer*innen sich für ein Online Blumenabo-Angebot entschieden, sei auf zweierlei Motive zurückzuführen. Einerseits fanden sie den Markt für Blumen intransparent, denn oft werde die Herkunft der Blumen nicht deklariert. Ihr Blumenpost-Konzept, das auf Saisonalität und Regionalität basiert, soll da Abhilfe schaffen. Andererseits sei das gängige Geschäftsmodell optimierungsbedürftig. So entschieden sie sich gegen ein Ladenkonzept, das nicht nur Angestellte sowie täglich frische Blumen benötigt, sondern auch Abfall erzeugt. Dadurch spart Blumenpost Ressourcen, was sich bei der Herstellung der Sträusse widerspiegelt: «Wir wissen, wie viele Sträusse wir binden müssen. Dann planen wir, wie sie aussehen sollen, überlegen uns jede Blume und bestellen exakt diese Anzahl an Blumen bei unseren Bäuer*innen», erklärt Hersberger.

Verschiedene Abo-Varianten

Blumenpost verkauft seit der Eröffnung des Onlineshops Blumenstrauss-Abos, deren Laufzeit und Lieferfrequenz frei wählbar sind. Die Sträusse sind in verschiedenen Grössen bestellbar. In der Abo-Variante kosten sie je nach Umfang zwischen 39 und 69 Franken. Einzelsträusse gibt es seit Kurzem im Sortiment. Diese sind ab 45 Franken erhältlich. Zurzeit zählt das Unternehmen 350 Abonnent*innen, von denen 200 ein Abo für sich selbst besitzen, die restlichen 150 haben das Abo entweder geschenkt bekommen oder sind Geschäftskund*innen.

Für einen Kauf bei Blumenpost spricht laut Hersberger mitunter der Überraschungsfaktor. So erhalten die Kund*innen im Frühling etwa einmal einen Monostrauss Narzissen, gefolgt von einem wilden Strauss mit Tulpen und Zweigen, «es ist jedes Mal eine Überraschung, was die Saison zu bieten hat». Ein weiterer Vorteil sei zudem, dass man den Strauss nicht selbst organisieren muss und dieser erst noch nach Hause geliefert wird. Mit der Lieferung erhält die Kundschaft zudem Informationen im Postkartenformat rund um die Blumen und Zweige, die sich im Strauss befinden.

Maximal 36 Stunden unterwegs

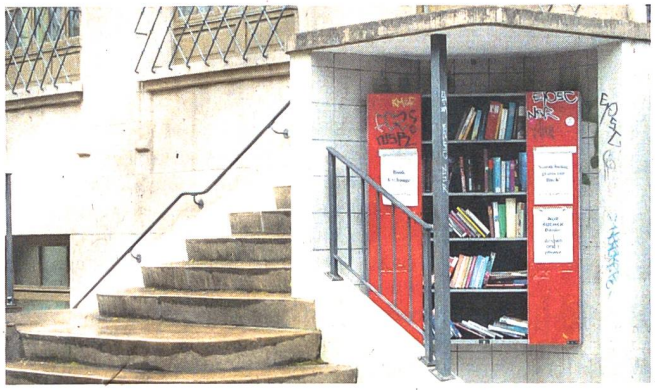
Beim Blumenverkauf sind kurze Transportwege wichtig, erklärt Urs Meier, Geschäftsleiter des Schweizer Floristenverbands, «denn die Verfallsdauer startet mit der Fertigstellung des Bouquets. Blumen sind vom Feld bis zum Floristen schon einige Tage unterwegs». Dieses Problem umgeht Blumenpost, indem ihre Blumen, die sie von Schweizer Bäuer*innen beziehen, maximal 36 Stunden unterwegs sind.

Nach abgeschlossenem Masterstudium möchten die Gründer*innen Vollzeit bei Blumenpost arbeiten. Für die Zukunft hat das Trio ambitionierte Pläne. Das Abo-Geschäft sei nur der Anfang, das Unternehmen soll wachsen, denn das «Ziel ist, Anbieter erster Wahl in der Schweiz zu werden, wenn es um Blumen geht», sagt Hersberger. Auch wollen sie die Blumenbranche nachhaltig beeinflussen und hoffen, dass es in Zukunft mehr «Slow Flowers»-Anbieter*innen gibt. ◊

Stoff für die Quarantäne

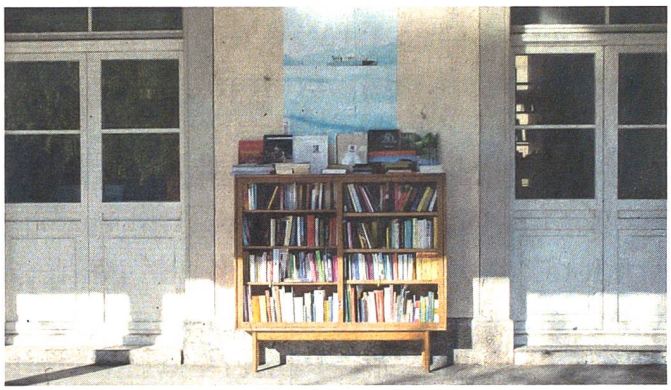
Diese öffentlichen Bücherschränke sind einen Spaziergang wert.

Vivian Adams



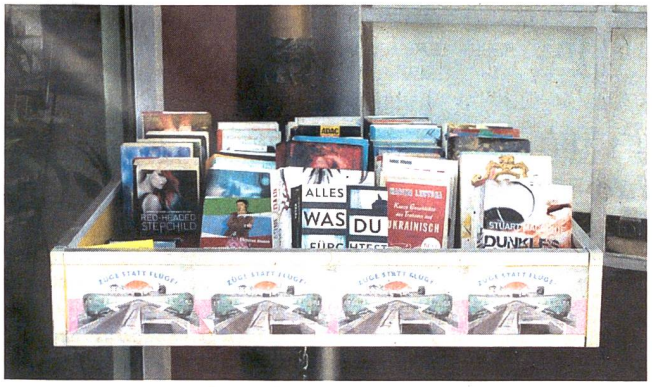
1 Nicht sehr malerisch, dafür umso ergiebiger: Die Bücher stapeln sich vor und auf dem Schrank, der in eine Graffiti-besprühte Nische eingelassenen ist. Dieser Bücherschrank wird stark frequentiert und das Angebot ist entsprechend breit. Neben Romanen in deutscher Sprache findet sich ein buntes Gemisch aus Reiseführern, Sprachlehrbüchern und verschiedensten Kuriositäten.

Wo: Bei der Tramhaltestelle Beckenhof.



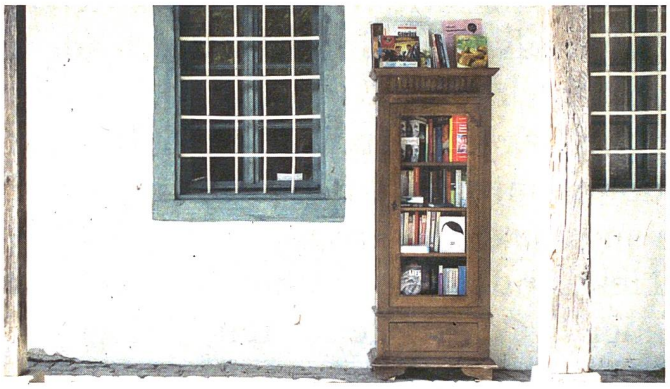
2 Der Transhelvetische Büchertausch am Bahnhof Letten liegt beim Spazieren entlang der Limmat direkt am Weg. Eine Spazierpause könnte allerdings länger werden: Das altmodische Bücherregal ist doppelreihig gefüllt und bietet eine schier überwältigende Auswahl – von Romanen à la «Twilight» über Bildbände bis zu Sachbüchern gibt es hier alles zum Mitnehmen und Schmökern.

Wo: Vor dem Büro des Schweizer Reisemagazins «Transhelvetica».



3 Den unauffälligen Ständer mit der Bücherkiste übersieht man schnell – doch obwohl die Auswahl klein ist, sind die Bücher in gutem Zustand und es findet sich einiges an englischsprachiger Literatur. Hier gibt es Tauschregeln: Willkommen sind etwa vor allem gut erhaltene Unterhaltungsliteratur und Reiseführer.

Wo: Vor dem Bahnhofreisebüro in Wipkingen.



4 Dieser Bücherschrank ist ein Geheimtipp: Wer ihn nicht sucht, stolpert nicht so schnell über den Holzschrank mit der Glastür. Der Schrank liegt inmitten einer Wohnsiedlung in Albisrieden und wird vom Quartierverein Hoch Neun betrieben. Gewünscht ist vor allem zeitgenössische Literatur – trotzdem finden sich auch Koch- oder Sachbücher. ◊

Wo: Am Wydlerweg 19 in Albisrieden.

Tinder — Nun habe ich an dieser Stelle schon einige Male über temporäre Liebschaften geschrieben. Das Schöne am Temporären ist, dass die Aufregung kurz, aber intensiv ist – wie wenn mein Adrenalin in die Höhe schiesst, wenn mich jemand in der Migros anhustet. Aber was ist mit langen, gar ewigen Beziehungen? In meinem Umfeld haben sich die meisten längeren Beziehungen ziemlich ausgehustet. Wie meine Freundin Lisa, die schon seit Jahren mit ihrem Freund zusammen ist und deren Liebe so trocken ist wie mein nicht vorhandenes WC-Papier. Wer will schon eine Beziehung, die man wortwörtlich das Klo runterspülen kann? Also habe ich alle Paare, die den Eindruck erwecken, dass ihre langjährige Beziehung über dem WC-Papier-Niveau stehe, befragt.

Meine Tante meinte etwa: «Ich han ihn ebe eifach guet chönne schmöcke.» Solange er nicht nach WC-Papier gerochen hat, dachte ich mir. «Weisch, es git niemert, wo so kuschle chan wie er», befand meine Freundin Lina. Toll, das kann mein Teddy auch. Auch wenn diese Antworten nicht sonderlich aufschlussreich sind, hat mich diese Kolumne einiges über die Liebe gelehrt: So kommt sie – wie WC-Papier – in vielen Formen daher: als Charming extra weich oder mit Einhörnern bedruckt.

Auf diese Erkenntnis trinke ich ein Glas Chardonnay mit euch (natürlich nur virtuell) und wünsche euch, dass ihr die für euch perfekte Liebe findet, mit welcher ihr euer WC-Papier auch in Corona-Zeiten teilen mögt.

Herzlich,
Charlotte Chardonnay

It's a Match! Hier schreibt unsere anonyme Kolumnistin über ihre Dates.

Hals über Kopf

Serie — In der Netflix-Serie «Feel Good» von und mit der kanadischen Komikerin Mae Martin geht es rasant zu und her. Die queere, von Selbstzweifeln geplagte Protagonistin Mae (Mae Martin) lernt nach einem Auftritt im örtlichen Comedy-Club die heterosexuelle George (Charlotte Ritchie) kennen – drei Monate später zieht Mae bei ihr ein. Doch die unbekümmerte Verliebtheit währt nur kurz: Per Zufall erfährt George von Maes vergangener Drogensucht. Mae beteuert, dass sie schon «seit Ewigkeiten» trocken sei, doch George zwingt Mae zum Besuch einer Gruppe anonymer Drogensüchtiger. Schnell stellt sich heraus, dass sich Mae nie gut genug fühlt, während George Mühe hat, Maes manischen Charakter zu akzeptieren. George wiederum verheimlicht ihrem Freundeskreis, dass sie Mae datet und lässt sie stattdessen im Glauben, dass sie einen Freund namens Jonathan Crenshaw habe.

Das erste Date, die Enthüllung von Maes Drogensucht und mehr wird bereits in die erste von sechs 25-minütigen Folgen gepackt. Unter diesem schnellen Erzähltempo leiden manchmal die Glaubwürdigkeit des Plots und die Charakterentwicklung. Dabei sind die Geschichte und Maes Charakter von den Erfahrungen der echten Mae Martin inspiriert, die sich als gender-fluid identifiziert und drogenabhängig war. Doch die Schnelligkeit zahlt sich an anderer Stelle aus, insbesondere bei der Komik, die vor allem durch klug konzipierte Szenen und gut geschriebene Dialoge zustande kommt. So etwa, als Maes Mutter (Lisa Kudrow), ihrer Tochter während eines Skype-Anrufs offenbart, dass sie eine Frühgeburt war –, «Deshalb stehen wir uns nicht nahe» – worauf Mae entsetzt fragt: «Wir stehen uns nicht nahe?»

Von diesem trockenen Humor und der feinfühligen Beschäftigung mit düstereren Themen lebt die Serie, was sie durchaus sehenswert macht. Letztendlich hält «Feel Good», was der Titel verspricht, und bietet nach einer emotionalen Achterbahnfahrt einen versöhnlichen Schluss. Nach dem Erfolg der ersten Staffel dürften sich Netflix und der britische Channel 4 zur Produktion einer zweiten Staffel entschliessen.

[hel]

Die Serie «Feel Good» ist seit dem 19. März auf Netflix zu sehen.

Sie macht Wahrheit zu Literatur

Buch — «Nicht einmal das Meer bietet in Gaza Trost. Kalt, grau und gleichgültig wirft es seine Wellen ans Ufer. Plastikfetzen knattern im Sturm um schiefe Holzbauten.» Was sich wie ein Ausschnitt aus einem Roman liest, sind Sätze aus Margrit Sprechers Reportage «Ein Gefängnis namens Gaza». Sprecher gilt als die «Grande Dame des Schweizer Reportagenjournalismus» und wird gar als die «grösste lebende Schweizer Journalistin» bezeichnet. Ihre Karriere begann die Bündnerin bei der Frauenzeitschrift «Elle», ab 1983 schrieb sie für die «Weltwoche» – die vor der Ära Köppel noch ein anderes Publikum ansprach. Sprecher hat Jahrgang 1936, doch noch immer veröffentlicht sie als freie Journalistin Texte, etwa im «Magazin» oder in der NZZ. Nun folgt neuer Lesestoff von Sprecher: Sie veröffentlicht in «Irrland» zwanzig ihrer über 500 Reportagen als Sammelband.

Bekannt ist Sprecher vor allem für ihre vernichtenden Porträts. Neun davon sind in «Irrland» abgedruckt – vom Chef der Skigebiete Laax-Flims-Falera Reto Gurtner bis hin zum Zukunftsforscher Matthias Horx – und zeigen freilich, dass sie Menschen präzise beschreibt und die Protagonist*innen selber sprechen lässt. Die Porträtierten bleiben dabei menschlich: «Träumerisch wie ein Kind die Pistole, hält Ed Fagan den Lauf seiner Gelüste mal in diese, mal in jene Weltrichtung», schreibt sie über einen skrupellosen Sammelkläger. Oder: «Wenigstens im Gefängnis hat er geschafft, zu dem zu werden, der er schon immer sein wollte: der Beste von allen» über den Schweizer Pfleger Roger A., der 24 Patienten tötete.

Doch Sprecher beschränkt sich nicht aufs Porträtieren. Den Text über den mörderischen Krankenpfleger nutzt sie zur Reflexion über die Problematiken unseres Pflegesystems. Sprechers Texte wecken Gefühle: Während der Bericht über die irrtümlich zu Tode Verurteilten in den USA wütend auf das amerikanische Justizsystem macht, weiss Sprecher sogar für Stephan, der seinen Vater in Pfäffikon erschoss, Mitleid zu erwecken.

Die zwanzig Reportagen lassen sich am Stück verschlingen. Denn sich von Sprechers Schreiben zu lösen ist nicht einfach. Bei der Reportage über Irlands Schulden, Armut, und Arbeitslosigkeit stellt sich etwa die Frage: Kann die Lage wirklich so schlimm sein? Andere Situationen lässt Sprecher gewollt absurd erscheinen. Was sie von der Dekadenz am Gourmet-Festival in St. Moritz hält, zeigen Sätze wie «Zum Chillen flüchten die Gäste in die Patisserie».

Die gesellschaftskritischen Reportagen, wie jene über den Gazastreifen oder die amerikanischen Todestrakte, lassen die heiteren Reportagen im Sammelband beinahe fehl am Platz wirken. Eine Corsetière in Winterthur? Teddybären, die man bei einer Agentur auf Reisen schicken kann? Vielleicht will Sprecher der Leserschaft eine Verschnaufpause geben, bevor sie sich wieder den Enkelinnen Mussolinis widmet, die aus Büchern über ihren Grossvater Profit schlagen wollen.

Die Grande Dame beweist mit diesem Sammelband einmal mehr, dass sie nicht nur grossartig recherchiert, sondern auch grossartig schreibt. Sie zeichnet die Emotionen der Porträtierten glaubwürdig und zieht originelle Vergleiche wie «‹Für eine gemeinsame Zukunft in einer zersplitterten Welt.› Das passt zu Donald Trump wie ein Knabenchor zu Techno-Gedröhn». Dabei ist alles Geschriebene wahr, aber von literarischer Qualität. Wann folgt Band zwei?

[alf]

«Irrland» von Margrit Sprecher ist am 7. Mai bei Dörlemann erschienen.

Abklatsch, der überzeugt

Album — Schon lange haben unzählige Fans hibbelig auf das neue Strokes-Album gewartet. Das weiss die Band selbst auch: Der Titel des Openers, «The Adults Are Talking», markiert liebenswert die Widersprüche, die die einst auf ein jugendliches Publikum angelegte Gruppe in ihrem zwanzigjährigen Bestehen angesammelt hat. Das detailverliebte Lied ist eines der besten des Albums, mit souveräner Zurückhaltung gesungen und von elegant verzahnten, funkigen Gitarrenläufen dominiert.

Die allmähliche Akzentverschiebung von Siebziger- zu Achtziger-Retro, vorbereitet durch das Soloalbum von Sänger Julian Casablanca, bestimmt auch «The New Abnormal». Deutlich wird das im Lied «Endless Summer», das zwischen stadionfähigem Synthie-Pop-Rock à la Toto und eingängig gegröltem Bierzelt-Refrain schwankt. «Bad Decisions» übernimmt gleich den ganzen Refrain vom New-Wave-Klassiker «Dancing With Myself» von Generation X. Auch Selbstzitate gibt's: «Why Are Sundays So Depressing» wärmt die Riffs ihres Hits «You Only Live Once» auf und erweitert diese um ein paar Gitarrenspielereien.

Ob solche Ungeniertheit charmant oder ärgerlich ist, sei dahingestellt; wenn aber die stärksten Melodien die fremden sind, sieht das eigene Songwriting daneben blass aus. «Selfless» etwa ist zwar hübsch instrumentiert und vorgetragen, wirkt aber dennoch leblos. Der Spagat zwischen Lässigkeit und Lustlosigkeit glückt eben nicht immer. Lasches Songwriting öffnet die Sicht auf jüngere Tugenden: Schon auf den letzten Alben überzeugten die Strokes, wo sie es denn taten, eher mit Riffs, Grooves und Arrangements als mit Refrains. Die Coda von «At The Door» beispielsweise geht hervorragend auf: Über Casablancas Disco-Engel-Gesang blubbern die kitschigsten Synthesizer der Welt um die Wette, dass es ein Fest ist.

So durchwachsen das Album ist, überwiegen doch die erfreulichen Momente. Insbesondere schliesst es stark; «Not The Same Anymore» und «Ode to the Mets» sind nachdenklicher und reumütiger als gewohnt. Das gibt dem ganzen Album den Eindruck eines Résumés, das hoffentlich nur ein Zwischenfazit ist.

[man]

«The New Abnormal» von The Strokes ist am 10. April bei Cult Records erschienen.

Bilder: © Netflix / © Fabian Biasio / © Thomas Hawk

Noch nicht ausgespielt

Gesellschaftsspiele erleben ein Revival. Spieleerfinder Urs Hostettler und Spieleverkäufer Beat Liechti wissen um den Reiz.

Stephanie Caminada

Gute «Tichu»-Spieler*innen gehen mit ihren Drachen und Bomben haushälterisch um und wissen, dass der Hund keine hundskommune, so liest man in den humorvoll verfassten taktischen Hinweisen zum Kartenspiel. Die hiesige Variante des in ostasiatischen Ländern verbreiteten «Tichu» entsprang Urs Hostettlers Ideenreichtum. Als der Spieleerfinder, Mathematiker und Liedermacher – ein Tausendsassa – in China auf Vertriebsreise für seinen Berner Spieleladen Fata Morgana war, entdeckte er überall Männer, die sich über Karten beugten. Das Spiel schien in China allerdings verpönt, es ging wohl um Geld. Hostettler, der selbst aus Prinzip nicht um Geld spielt, feilte mit seiner Gruppe bereits auf dem Rückweg in der Transsibirischen Eisenbahn an zusätzlichen Karten und Regeln. 1991 kam das Spiel auf den Schweizer Markt.

«Brettspiele lassen uns aus dem Alltag ausbrechen.»

Beat Liechti, Besitzer von Rien ne va plus

Hostettler ist wohl der bekannteste der wenigen Spieleerfinder*innen der Schweiz und «Tichu» ist nicht das einzige seiner Spiele, das derzeit rege gespielt wird. In Zeiten der Digitalisierung und der Vielzahl an Konsolenspielen könnte man meinen, dass die analogen Brett- und Gesellschaftsspiele ausgedient haben. Doch diese erleben derzeit wieder einen Aufschwung. «Ich habe das ganze Jahr hindurch ordentlich Bestellungen, aber wenn ich jetzt meinen Laden offen hätte, wäre es wie Weihnachten», sagt Beat Liechti vom Spieleladen Rien ne va plus im Zürcher Oberdorf. Stattdessen liefert Liechti jetzt mit dem Tram und Bus Bestellungen aus und fährt dafür schon mal von einem Ende der Stadt bis zum anderen.

Nur erprobte Spiele werden verkauft

Vor vierzig Jahren haben die Gesellschaftsspiele Liechti in ihren Bann gezogen – an einer Ausstellung an der ETH vom Spieleclub Zürich. Einmal entfacht, gipfelte die Leidenschaft in einer jährlichen Tour durch Europa, wo kein Spieleladen vor ihm sicher war. Teilweise hätten die Vertreiber*innen für ihn sogar die Preise gedrückt, damit die Grenzkontrolle ihn mit seinem Gepäck voll Karten, Würfeln und Spielfeldern nicht aufhielt, erzählt Liechti. Als Freunde im März 1990 im Seefeld ein Lokal mieteten, wollten sie diesen «nerdigen Typ, der Spiele aufsog» unbedingt dabeihaben. Sein Spieleladen heute im Oberdorf ist überschaubar, dafür weiss Liechti, was in seinen Regalen steht, und er wählt sein Sortiment gezielt aus. Denn er möchte nur verkaufen, was auch gespielt wird. Jedes einzelne Spiel, das er in seinem Laden führt, hat Liechti selbst ausprobiert – manchmal mit Urs Hostettler.

Doch wieso spielen wir so gerne ein Spiel, etwas, das «eigentlich zwecklos» ist, wie sogar Spieleerfinder Hostettler sagt? Unabhängig voneinander sehen Erfinder und Verkäufer beide im Spiel «einen Mikrokosmos». «Spielen ist unheimlich vielschichtig», sagt Liechti. Durch das Spielfeld erprobe man die Welt, die Regeln seien klar vorgegeben, sei das nicht der Fall, müsse

DIE
SIEDL
Spiel des Jahres
Klaus-Jürgen Wrede

Beat Liechti testet jedes einzelne Spiel, bevor er es in seinem Geschäft Rien ne va plus verkauft.

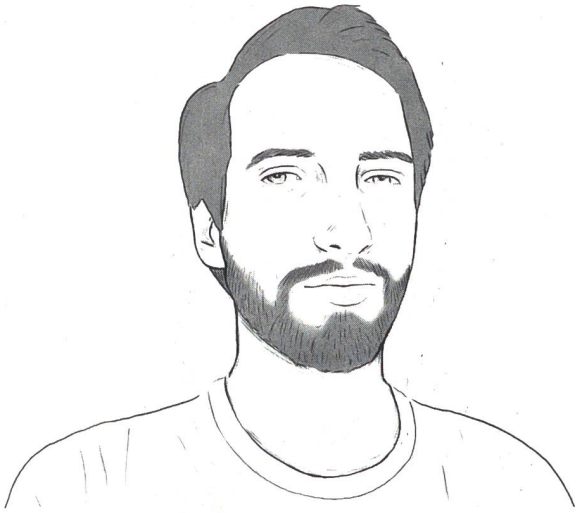
man sich absprechen – eben wie im Alltag, so Liechti. So lassen uns Brettspiele auch mal aus dem Alltag ausbrechen. Anders als die Realität finde das Spiel aber in einem geschützten Rahmen statt. Einige Leute würden sich gerade deswegen wohl fühlen, während andere davor Angst hätten, die Leistung nicht erbringen zu können, zu versagen. Aber «es gibt kein Spiel, bei dem man nicht etwas lernt», sagt Liechti. Und man lerne sich besser kennen, denn Spiele brächten Leute zusammen, die aufeinander zugehen wollten. Und das, ohne dass man sich besonders mögen müsse.

Spielen ist gesellschaftsfähig geworden

Brettspiele sind der ideale Zeitvertreib für die langwierige Zeit drinnen. Denn letztendlich geht es vor allem um Spass. Fantasie, Witz und Humor machen für Hostettler ein gutes Spiel aus, so sind auch seine Kreationen danach konzipiert, etwa sein Partyspiel «Anno Domini», das sich schon 580'000-mal verkauft hat. Auch Liechtis Kund*innen wollten stets, dass ein Spiel lustig sei, «was auch immer lustig heisst». In seinem Laden findet sich Kundschaft jeden Alters, «die grosse Kisten mit viel Material und komplexen Regelwerken» suchten, ebenso wie solche, die schnelle Spiele ohne viele Regeln bevorzugten. «Junge Leute stehen insbesondere auf wenig raffinierte Spiele, wie ‹Cards against Humanity›», beobachtet Liechti.

Die Bedrohung durch die Digitalisierung sei nur eine vermeintliche. Liechti sagt gar, dass Videospiele den analogen Gesellschaftsspielen insofern geholfen hätten, als dass sie dem Spielen zu einer breiten gesellschaftlichen Akzeptanz verholfen haben. «Vor zwanzig Jahren haben noch alle den Kopf darüber geschüttelt, dass ich zehn Stunden in der Woche spiele», erzählt er. Heute, «da viele während dem Bügeln auf dem Handy ein Spieli spielen», frage niemand mehr, ob man nichts Besseres zu tun habe. So werden Brettspiele wohl nie von der Bildfläche verschwinden. Und Hostettler hätte noch einige «Leichen im Keller», wie er seine «Zetteli voll Ideen» nennt. Daran tüftelt er aber nur noch für den Eigenbedarf. Schade, sagt Liechti, die Leute würden darauf warten. ◊

Sommer am Letten



Pro — Als Dorfkind hat mich an Zürich immer das Urbane fasziniert. Die Badenerstrasse ist für mich eine Allee, das Lochergut eine Instanz und der Sechseläutenplatz eine Esplanade. Aber was mich jedes Jahr aufs Neue begeistert, sind die beiden Letten. Wie können ein paar Bretter, Eisenstangen und Betonplatten eine derartige Oase mitten in der Stadt erschaffen? Eine Antwort habe ich nicht, aber es spielt keine Rolle. Auf wundersame Weise von den stinkenden Autos abgeschirmt, kann ich ins Wasser springen und mich treiben lassen. Ich kann barfuss über heissen Asphalt staksen, dabei Dosenbier schlürfen und zusehen, wie sich Leute über andere Leute und deren Gebaren aufregen. Zwischen Sixpacks und Hipster-Sonnenbrillen hat es an den zwei Letten-Küsten alles – sogar Hits aus dem Jahr 2009. Mir ist es egal, denn ich finde es schön, dass Zürich hier nicht Bahnhofstrasse ist, sondern etwas zwischen Copacabana und Mallorca. Und wenn ich meine Ruhe haben will, lese ich ein Buch und der Hintergrundlärm verwandelt sich in Meeresrauschen. [pro]

Kontra — Ich wohne in fünfminütiger Gehdistanz vom Zürcher Sommerparadies schlechthin. Bei der Suche nach einer Nachmieterin für mein Zimmer war das dann auch immer die meistgestellte Frage: «Dann seid ihr im Sommer sicher immer beim Letten anzutreffen?» Meine Antwort ist ein klares «Nein». Denn nichts graut mir mehr, als die Anhäufung schwitziger, sonnenverbrannter Körper auf engem Raum, wohin das Auge blickt. Klar geniesse ich die beiden Letten – aber eben eher in kühleren Jahreszeiten, wenn man sich ungestört fortbewegen kann. Will ich in den Sommermonaten am Fluss entlang spazieren, wähne ich mich eher auf einem Shoot für «Love Island» denn in Zürich. Überall flexen Sonnenanbetende ihre definierten Muskeln, präsentieren ihre straffen Bäuche und die neueste Bademode. Da entfliehe ich lieber in eine weiter entfernt gelegene, aber ruhigere Badeoase, statt beim Zürcher «Who's Who» mitzumachen. Und freue mich bereits auf den Herbst, wenn der erste Frost die Scharen verschwinden und die Limmat wieder etwas aufatmen lässt. [ehr]

En garde! Auf dieser Seite kreuzen wir die Klingen.

Universität
Zürich UZH
Du möchtest Dich engagieren
und mitbestimmen?
DEINE CHANCE
https://vsuzh.ch/de/studileben#mitgliedschaft
Verband der Studierenden
der Universität Zürich
VSUZH